



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 3, Nr. 9 May 6, 1950

Köln: Bund-Verlag, May 6, 1950

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Aufw
wärts



Jugoslawischer Bauernjunge

Foto: W. K. Müller

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 9 · JAHRGANG 3

Preis 10 Pfg.

6. MAI 1950

Schülentlassene Jugend in Not

Das Statistische Amt in Wiesbaden hat errechnet, daß in diesem Jahr insgesamt 721 000 Jugendliche die Schulen verlassen. 346 000 Schüler und Schülerinnen sind bereits in den Osterwochen ausgeschieden, zwischen Juli und September werden weitere 275 000 folgen. 100 000 Entlassungen kommen noch aus den mittleren und höheren Lehranstalten dazu.

Die kritische Lage auf dem Arbeitsmarkt dürfte also trotz der wärmeren Jahreszeit und dem Beginn der Beschäftigungsmöglichkeiten für saisonbedingte Berufe noch weiter andauern, wenn es der Bundesregierung nicht gelingen sollte, die schülentlassene Jugend möglichst schnell in den Arbeitsprozeß zu überführen. Besonders ernst zeichnet sich nach den statistischen Unterlagen die Situation der weiblichen Jugend ab, für die nur in bescheidenem Umfange Lehrstellen und Arbeitsplätze — für je fünf Mädchen mindestens ein Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zur Verfügung — beschafft werden können.

Zuständige Beamte des Bundesarbeitsministeriums haben zwar gewisse Mutmaßungen in der Presse über den katastrophalen Mangel an Lehrstellen als unrichtig und übertrieben bezeichnet, verhehlten aber durchaus nicht, daß allein für die männliche Jugend mindestens 20 v. H. Arbeitsplätze bzw. Lehrstellen noch ausfindig gemacht werden müssen. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang eines

Berichtes des Bundestagsausschusses für Jugendfragen, der vor einigen Monaten den Prozentsatz arbeitsloser Jugendlicher, verglichen mit der Gesamtzahl der Arbeitslosen im Bundesgebiet, mit einem Drittel angab. Dabei hat sich in verschiedenen Berufszweigen bereits ein empfindlicher Nachwuchsmangel bemerkbar gemacht.

Bundesarbeitsminister Storch beabsichtigt, dem Kabinett möglichst bald einen Gesetzentwurf zur Berufsvorschulung der Jugend vorzulegen, um den Schülentlassenen ohne Lehrstellen zu ermöglichen, sich in Kursen auf bestimmte Berufe vorzubereiten. Die Dauer der Berufsvorschulung soll dann später auf die Lehrzeit angerechnet werden. Wenn auch diese Anregung in der Öffentlichkeit sehr optimistisch aufgenommen wurde, so hält das Bundesarbeitsministerium heute nicht mit der Befürchtung zurück, daß ein solcher Plan an den beschränkten Finanzierungsmöglichkeiten scheitern könnte.

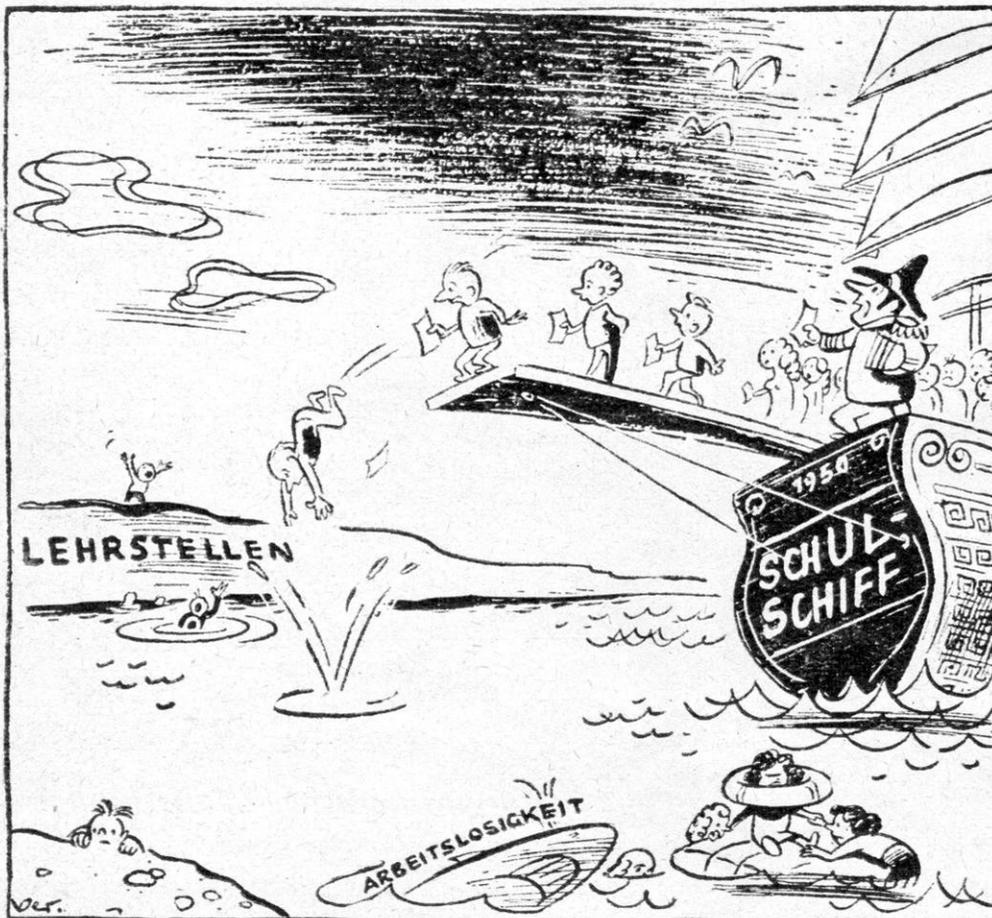
Man hat anscheinend in Bonn auch das Gefühl, daß mit solchen Maßnahmen allein das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit und der Verwahrlosung der Jugend nicht vertrieben werden kann. Die Frage, ob ein Arbeitsdienst der Ausweg aus dem augenblicklichen Dilemma sein könnte oder nicht, ist daher gerade in diesen Wochen wieder laut geworden. Während beispielsweise der Vorsitzende der Katholischen Arbeiterver-

eine, Landtagspräsident Gockeln (NRW), einen freiwilligen Arbeitsdienst befürwortete, erklärte der Bundesarbeitsminister Pressevertretern gegenüber, daß die dafür erforderlichen Mittel besser für Lehrlingswerkstätten, Jugendwohnheime und Arbeitsbeschaffung verwendet werden sollten.

In einem Aufruf „Jugend ohne Beruf — Volk ohne Zukunft!“ der u. a. vom Bundespräsidenten der Bundesregierung, Politikern, auch von Hans Böckler und führenden Industrievertretern unterschrieben wurde, wird darauf hingewiesen, daß durch eine beschäftigungslose Jugend der Wirtschaft unabsehbarer Schade erwachsen wird, wenn die in wenigen Jahren infolge der Überalterung vieler Berufszweige zu erwartenden Lücken durch gründliche Nachwuchsschulung nicht geschlossen werden können. Alle Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten für die Jugend

wer Glück hat, kommt an eine Lehrstelle

(Aus: Westdeutsche Allgemeine Zeitung)



DIE ARBEITSLOSEN

Vor dem Arbeitsamt sehe ich Menschen.

Eine lange Schlange Menschen.

Doch ich dachte nur, es wären Menschen;

denn jüngst las ich, es wären keine.

Nur Wirtschafterscheinungen waren sie, die dort stehen,

las ich, alle.

Sonst würde sie nicht so gehen, die Wirtschaft,

für einige. Darum schreiben sie, es wären keine.

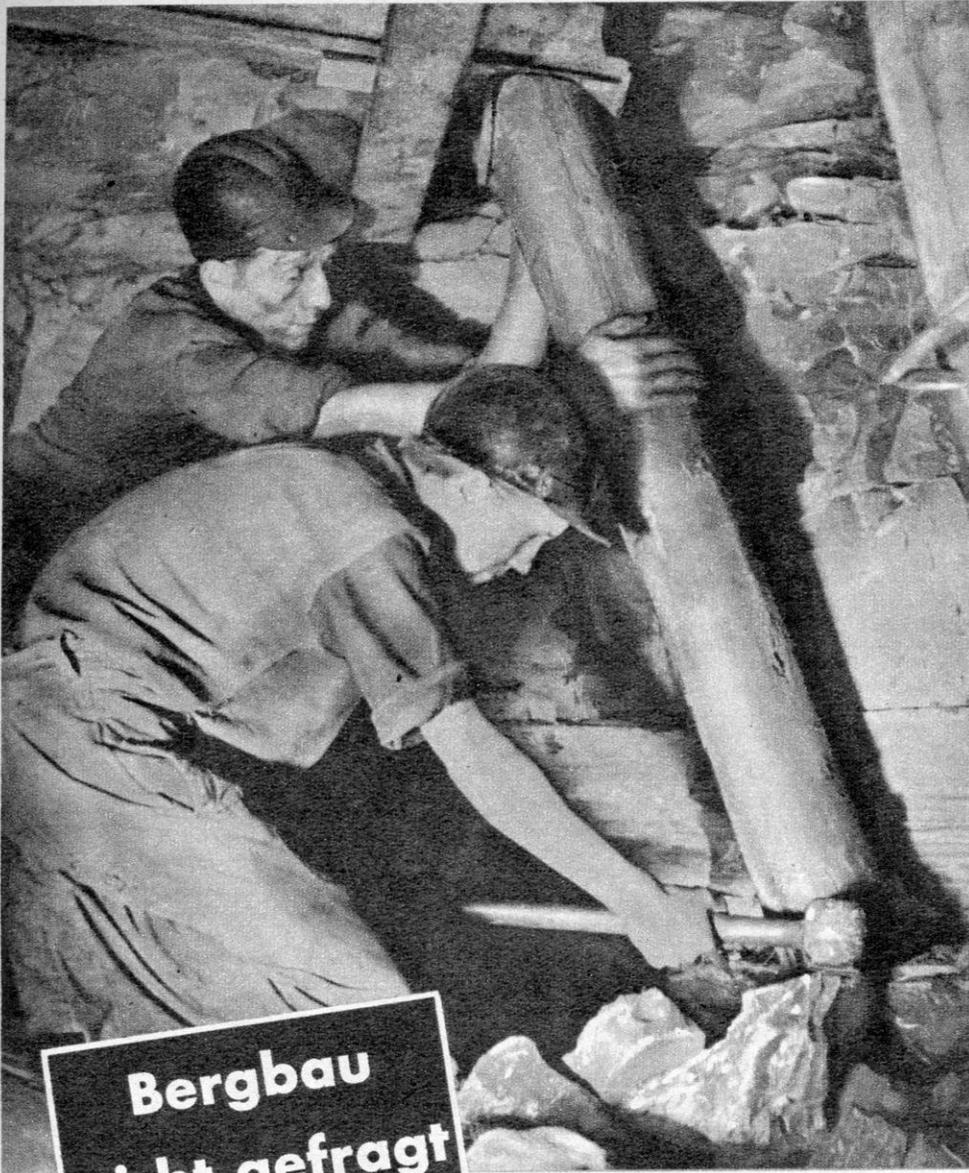
Aber vielleicht glauben sie es nicht, die dort stehen,

und denken doch, sie wären Menschen.

Kurt Schlichting

müßten daher ausgeschöpft werden, um eine volkswirtschaftlich, sozial und politisch verhängnisvolle Entwicklung abzuwenden. Die Bundesregierung, der Bundestag und der Bundesrat sowie alle unterzeichneten Verbände und Einrichtungen des öffentlichen Lebens versprechen in diesem Aufruf, daß alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zur Überwindung der Berufsnot der Jugend eingesetzt werden. Es bleibt zu hoffen, daß die Vertreter der Arbeitgeberverbände und der Industrie ihr schriftlich gegebenes Versprechen auch mit der Tat einlösen. Wir werden sie zu gegebener Zeit daran erinnern.

Der Bundeskanzler hat vor dem Parlament und dem Volk angekündigt, alles zu tun, um durch ein Arbeitsbeschaffungsprogramm der erdrückenden Hypothek seiner Wirtschaftspolitik Herr zu werden. Im Interesse der Zukunft des Volkes wird er jetzt ohne weiteres Zögern alles einsetzen müssen, um einer bedrängten Jugend den Weg in das Elend — und damit auch in die Arme politischer Hasardeure zu ersparen.



Bergbau nicht gefragt

Setzen eines Stempels
Foto: Bildstelle DKBL (Tita Binz)

Unter dieser Notiz brachten einige Tageszeitungen in den letzten Wochen Berichte über den Jugendlichennachwuchs im Ruhrbergbau. Hierdurch ist vielfach in der Öffentlichkeit ein unrichtiges Bild über diese bedeutsame Frage entstanden. In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse günstiger, als sie dargestellt wurden.

In den Jahren 1946 bis 1949 sind folgende Jugendliche als Berglehrlinge bzw. Jungarbeiter eingestellt worden:

	Insges.:	Bergl.:	Davon von auswärts (ohne Ruhrgebiet):
1946/1947 *)	11 740	7217	2130 18,1 v. H.
1947/1948	10 911	6387	725 6,64 v. H.
1948/1949	5 207	2619	1329 25,52 v. H.

*) Jeweils vom 1. Juli bis 30. Juni des nächsten Jahres.

Wenn im Jahre 1948/1949 die Zahl der Einstellungen abgesunken ist, so liegt das daran, daß zu Ostern 1949 keine allgemeine Schulentlassung im Lande Nordrhein-Westfalen stattgefunden hat. Voraussichtlich ist zum Ostertermin 1950, wie es auch tatsächlich Ostern 1948 der Fall war, allein mit einer Einstellung von 4000 bis 5000 Jugendlichen im Bergbau zu rechnen. Die bis zum Jahre 1955 ansteigende Entlassungszahl der Volksschüler wird sich auch auf den Nachwuchs im Bergbau zahlenmäßig günstig auswirken. In der Zeit vom 1. Juli 1949 bis 28. Februar 1950 sind 4121 Jugendliche bis zu 18 Jahren vom Bergbau aufgenommen worden, davon waren 2491 Lehrlinge. Die übrigen Jugend-

lichen wurden als Jungarbeiter eingestellt. 2903 Jugendliche entstammen dem Ruhrbezirk und 1218 dem übrigen Bundesgebiet, einschließlich der Jugendlichen, die im Pendelverkehr aus den Randgebieten des Ruhrgebiets täglich die Zeche erreichen können. In 41 Berglehrlingsheimen haben bisher rund 2500 Jugendliche von auswärts Aufnahme gefunden. Weitere Heime werden vom Ruhrkohlenbergbau errichtet. Für Unterkunft und Verpflegung, einschließlich der Wäsche, werden je Tag vom Arbeitslohn 2 bis 2,50 DM einbehalten. Eine größere Anzahl Berglehrlinge ist vom Heim in eine Privatwohnung bei Werksangehörigen übersiedelt.

Der Verdienst des Berglehrlings ist so hoch, daß er nach Abzug aller Unkosten noch einen erheblichen Barbetrag für sich erübrigen kann. Beispielsweise verdient ein 15jähriger Lehrling im ersten Lehrjahr schon monatlich 136,36 DM brutto (übertage), und ein 16jähriger Lehrling (untertage) im ersten Lehrjahr 188,88 DM.

Der erste Arbeitsanzug, nebst Leibwäsche und Arbeitsschuhen, wird kostenlos von der Zeche zur Verfügung gestellt und geht nach drei Monaten in das Eigentum des Lehrlings über.

Wenn der Lehrling der alleinige Ernährer der Familie ist, stehen ihm noch ein Hausstandsgeld von 0,18 DM je Schicht und 5 Tonnen Hausbrandkohle zu. Es lohnt sich wieder, Bergmann zu werden! Das wissen auch die Eltern der Entlaß-

Einstimmig beschlossen!

Der Bundesausschuß des DGB faßte in seiner 2. Sitzung einstimmig folgenden Beschluß:

„Der Bundesausschuß befaßte sich in seiner Sitzung am 14./15. April 1950 in Düsseldorf mit dem Antrag des Bundesjugendausschusses auf Lösung der Zusammenarbeit der Gewerkschaftsjugend mit der Freien Deutschen Jugend. Der Bundesausschuß stimmt dem Antrag der Gewerkschaftsjugendfunktionäre zu.

Alle Organe des Bundes und der angeschlossenen Gewerkschaften sind gehalten, entsprechend diesem Beschluß zu handeln.“

In Auswirkung dieses Beschlusses ist damit jede Zusammenarbeit zwischen der Gewerkschaftsjugend und der Freien Deutschen Jugend einzustellen; dies betrifft vor allen Dingen auch die Zusammenarbeit in allen Ausschüssen und Jugendringen.

Wenn auch das einzelne und loyal mitarbeitende FDJ-Mitglied mit dem Beschluß nicht getroffen werden soll, so darf aber keinesfalls eine Doppelmitgliedschaft und eine Doppelfunktion dazu benutzt werden, daß Angriffe gegen die Gewerkschaftseinheit und gegen Beschlüsse ihrer Organe geführt werden.

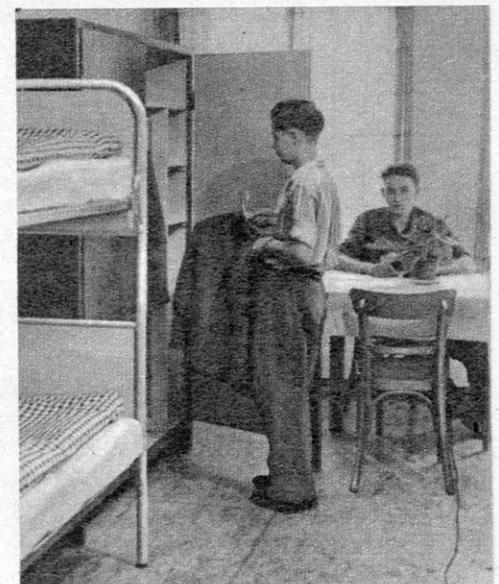
Der Beschluß des Bundesausschusses steht in engstem Zusammenhang mit der Erklärung des Bundesausschusses, die am 6. März 1950 in Düsseldorf gefaßt wurde.

Schüler Ostern 1950 vielfach wieder zu würdigen. Rund 160 Bewerbungen von auswärts zu Ostern 1950 liegen bisher schon der Außenstelle Bergbau vor. Nicht die Zugehörigkeit zu einem Modeberuf ist heute noch allein bei der Berufswahl ihres Sohnes für die Eltern entscheidend, sondern sie möchten ihren Jungen in einem Facharbeiterberuf mit hohem Lohn unterbringen, der auch die Gewähr einer krisenfesten Beschäftigung auf Lebenszeit bietet. Was nutzt dem Jugendlichen eine Lehrausbildung in einem überfüllten Modeberuf, aus dem er später als Gehilfe wieder ausscheiden muß?!

Der Beruf des Bergmannes ist heute ein krisenfester Facharbeiterberuf und einer der bestbezahlten innerhalb der deutschen Wirtschaft.

M. Bertling

Schlaf- und Wohnraum für zwei Berglehrlinge (Zeche Zollverein-Essen)



Das Geheimnis ist verraten



Dr. Klaus Fuchs wurde wegen Atomverrats an die Sowjetunion von einem britischen Gericht zur Höchststrafe von 14 Jahren Gefängnis verurteilt. 1912 in Rüsselsheim geboren, zuerst Pazifist, später Kommunist. Er emigrierte 1933 nach England. 1942 erhielt er die britische Staatsbürgerschaft. Als Atomwissenschaftler von Rang hatte er Einblick in alle Atomgeheimnisse in England und Amerika, die er als überzeugter Kommunist über Mittelsmänner bedenkenlos der russischen Atomforschung zukommen ließ.

Dr. Alan N. May wurde 1947 verhaftet, weil er in die kanadische Spionageaffäre verwickelt war. Jetzt wurde bekannt, daß er 1946 schon mit Dr. Fuchs unter einer Decke steckte und ihm mikroskopische Mengen Uran 233 und 235 übergeben hatte, die dieser an die UdSSR weiterleitete.



Edgar Hoover, Chef des amerikanischen Bundeskriminalamtes, hatte 1947 bei der Untersuchung gegen Dr. May schon den Verdacht, daß einer der ersten Atomforscher in die rote Spionage verwickelt sein mußte. Unser Bild zeigt ihn beim Interview, in dem er die Tragweite des Verrats bekanntgibt.

Hauptmann Leonhard Burt ist Chef einer Spezialabteilung von Scotland Yard. Er verhaftete den Atomforscher Dr. Fuchs. Im Interview sagte er resigniert: „Fuchs wußte alles und kannte auch die Wasserstoffbombe. Unsere Abwehr hat vollständig versagt..“



Alger Hiss, war einer der Vertrauensleute des Auswärtigen Amtes in Washington. Er wurde vom New Yorker Obergericht wegen Meineids zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Den Meineid hatte er geschworen, um seine Verbindung mit dem Sowjet-Spionagedienst zu vertuschen.

Judith Coplan, Sekretärin im Justizdepartement in Washington, traf sich nachts in einem Hotel mit Valentin Gubitchev, Delegiertem der UNO-Konferenz in Lake Success. Sie übergab ihm Abschriften aus Geheimakten. Judith Coplan wurde zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt.



Sicherheit oder Untergang?

J. Edgar Hoover, Leiter des USA-Geheimdienstes, beugte sich über Präsident Truman und legte ihm ein transatlantisches Fernschreiben auf den Schreibtisch: „Bericht aus London. Die Herstellung der Wasserstoffbombe ist verraten.“ Eine Woche später unterschrieb der amerikanische Präsident in seinem Arbeitszimmer den Befehl zur Herstellung der Höllenbombe. — „Muß das sein, muß eine Waffe hergestellt werden, die tausendmal wirksamer ist als die Atombombe von Hiroshima, die 167 000 Menschen tötete und verstümmelte?“ Diese Frage tauchte in den Schlagzeilen der amerikanischen Zeitungen auf, bevor die Presse über den Verrat der letzten Atomgeheimnisse unterrichtet war. Nachdem aber die Einzelheiten des Atomverrats bekannt wurden, schrieb die „Times“: „Hätte Präsident Truman die Herstellung

der Wasserstoffbombe abgelehnt, würde Rußland im Wettlauf um die Atomenergie die Oberhand gewinnen. Die Russen verfügen bereits über die stärkste Armee der Welt, über die größte Luftflotte, über die meisten U-Boote.“ Das war das kurze Vorspiel der Atomwetrüstung. Und wie wird das Ende sein? Moralische Bedenken gegen die Herstellung der Wasserstoffbombe wurden durch sogenannte „Notwendigkeiten“ entkräftet. Moralische Bedenken werden auch die Anwendung der Höllenbombe nicht verhindern können. Es ist ein zweifelhafter Trost, anzunehmen, sie würde deshalb nicht „in Aktion treten“, weil sie „hüben und drüben“ vorhanden ist. Aus ähnlichen Gründen seien auch im letzten Krieg keine Gift- und Bakterienbomber verwendet worden, behaupten die Optimisten. Wirklich, ein zweifelhafter Trost!

Atomkrieg ohne Überlebende?

Amerika hat eine neue Krankheit entdeckt: Die Atomitis. Treffen sich zwei Amerikaner, dann folgt auf die Frage nach dem Geschäft eine Erörterung der günstigsten Abwehrmaßnahmen gegen einen Atombombenangriff. Die Gemüter der Amerikaner sind vom Atom-Gespent überschattet, da sie wissen, daß ein neuer Krieg auch die amerikanischen Städte nicht verschont lassen wird. Nachdem bekannt wurde, daß auch Rußland die Atombombe besitzt, erschien eine Unzahl Bücher, die sich mit dem voraussichtlichen Ablauf einer Atombombenexplosion auseinandersetzen und Möglichkeiten des Schutzes erläutern.

„Aufwärts“ bringt heute Auszüge aus einem amerikanischen Lehrbuch für neue Luftverteidigung, das den Luftschutzkursen zur Grunde gelegt ist.

Radarwarnsysteme gegen Atombomben

Daß die Wirkung der Atombombe überschätzt wurde, ergab sich nach den Versuchen von Bikini und Eniwetok. Im nächsten Krieg ist der Luftschutzbunker wieder der beste Schutz. Durch Radar sollen feindliche Flugzeuge schon früh entdeckt werden, damit die Bevölkerung frühzeitig die Bunker aufsuchen kann. Die Verluste in Hiroshima und Nagasaki waren nur so groß, weil die Bevölkerung auf der Straße stehend den Angriff beobachtete.

Wie explodiert eine Atombombe?

Verschiedene Explosionsarten werden bei der Atombombe gesichtet werden. Bei der Explosion über den Häusern entsteht ein riesiger rötlich-weißer Rauchpilz, der als radioaktive Wolke im Umkreis von 1 km tödlich wirkt, wenn man den Strahlen schutzlos ausgesetzt ist. Die Wirkung der ersten Radioaktivität ebbt schnell ab und hat nach einer Stunde nur noch ein Sechzigstel Wirkung. — Die Explosion in unmittelbarer Erdnähe wirkt anders als die Unterwasserexplosion, bei der eine riesige Säule aus radioaktivem Wasser und Dunst hochgerissen wird. Alle durchnäßten Gegenstände behalten ein Jahr lang Radioaktivität. Der Explosionsblitz ist so hell, daß ungeschützte Augen erblinden. Durch die Druckwellen und Hitzestrahlen können in der Explosionszone Häuser zusammenstürzen und in Brand geraten.

Nach dem Angriff

muß die Radioaktivität gemessen werden, die den Gegenständen anhaftet. 25 Röntgeneinheiten Strahlungsintensität führen zu Verbrennungen. 600 Einheiten sollen tödlich wirken. Die „Ableser“ der Rettungsmannschaften können mit dem „Geigergerät“ die Strahlungsintensität messen.

Da durch Radioaktivität technische Einrichtungen nicht gestört werden, können Meldungen durch den Rundfunk erfolgen. Wer seine Wohnung verlassen muß, soll Überschuhe anziehen und gegen den Wind gehen, der als Wirbelbildung zum Explosionsherd einsetzt. — Lebensmittel dürfen ohne Untersuchung nicht gegessen werden. Wasser kann sofort nach der Explosion aus gereinigten Gefäßen entnommen werden, da es in den Leitungen keinen Schaden nehmen kann. Radioaktivität wird durch Kochen nicht beseitigt. Wohl können radioaktiv gewordene Gegenstände durch Gebrauch von viel Seife und fließendem Wasser gereinigt werden. Radioaktive Teilchen durchdringen die Haut erst mit der Zeit, sind aber bei offenen Wunden immer sehr gefährlich.

Wenn die Atombombe gefallen ist. Die Zeichnung zeigt zusammen mit der graphischen Kurve die Stärke und Richtung des nach der Explosion einsetzenden Wirbelwindes.

Fotos: Keystone, Archiv-Graefen, dpa

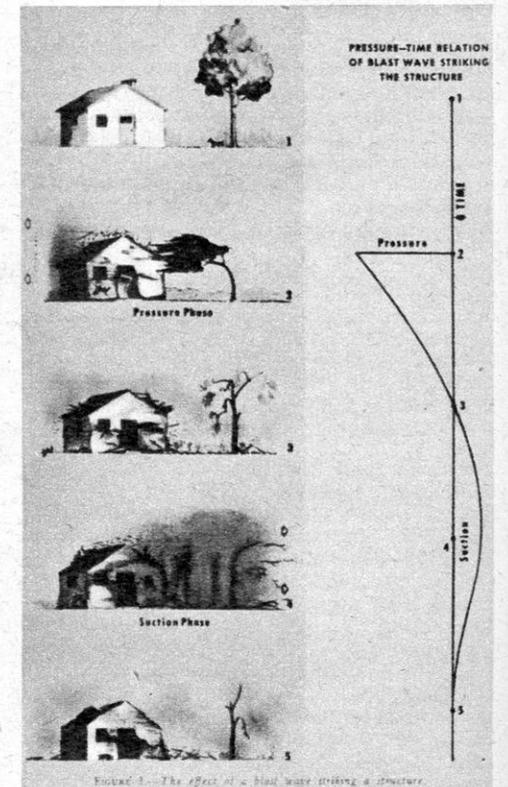
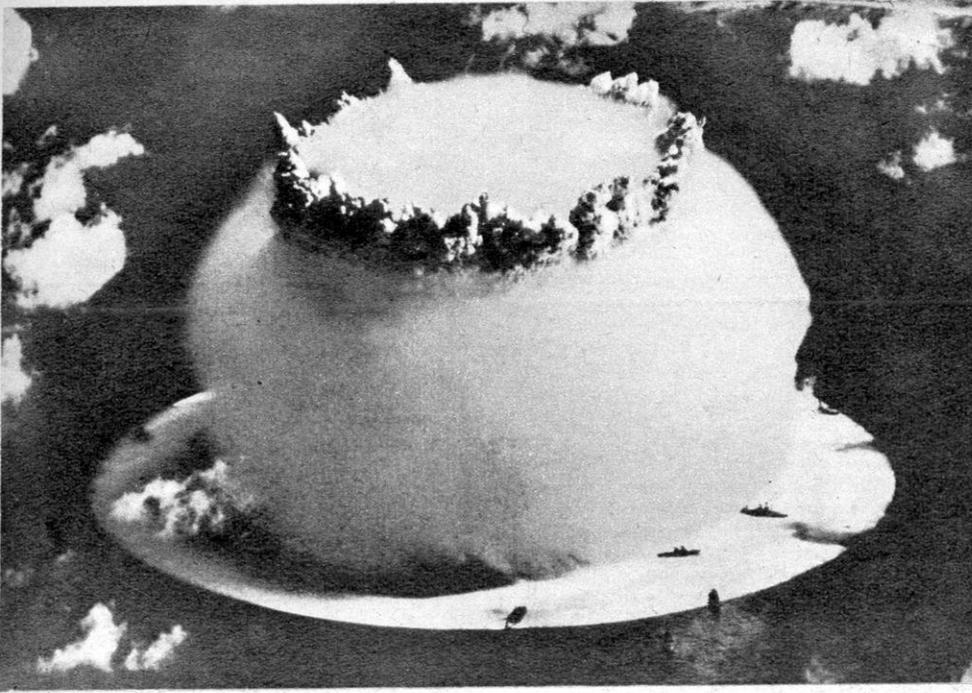


FIGURE 1 - The effect of a blast wave striking a structure.



Unterwasserexplosion einer Atombombe während der Atomversuche im Bikini-Atoll im Pazifik

Mithelfen oder Zusehen?

Diese Nutzenanwendungen des Atomluftschutzes kommen uns wie Milchmädchenrechnungen vor. Man könnte über das amerikanische Lehrbuch für neue Luftverteidigung lachen. Man könnte lachen — wenn der Witz nicht zu blutig wäre. Die Auswirkungen des Atombombenangriffes werden bagatellisiert. Die Verfasser der lehrreichen Schriften sollten einmal die Bombennächte in Deutschland erlebt haben: die „Sicherheit“ der Luftschutzkeller und Splittergräben . . . Vielleicht würden sie dann den Amerikanern einen besseren Rat verkaufen. Denn besser als „viel Seife und fließend Wasser“, mit denen man radioaktive Teil-

chen abwaschen kann, erscheint uns eine Politik, die wirklich den Frieden der Welt erhalten will und kann. Die Karre mit den wirtschaftlichen und politischen Problemen der Welt ist fies verfahren — das wissen wir alle —, aber sie kann auch nicht mit Atombombenrüstung wieder ins richtige Gleis gebracht werden.

Wo ist nun das Mittel, das dem verrückten Wettrüsten Einhalt gebietet? Eine Wundermedizin gibt es nicht. — Wir können nur für den Zusammenschluß der arbeitenden Menschen kämpfen. In der Einheit der Arbeiter, die man heute wieder als Kanonenfutter brauchen will, liegt die Kraft, die den selbstzerstörerischen Wettlauf stoppen könnte.

General, dein Bombenflugzeug ist stark. Es fliegt schneller als ein Sturm und trägt mehr als ein Elefant. Aber es hat einen Fehler: es braucht einen Monteur.

General, der Mensch ist sehr brauchbar. Er kann fliegen und er kann töten. Aber er hat einen Fehler: er kann denken.

Bert Brecht

Jeder Mensch hat einen Vogel

Das ist nun mal so, und es ist nichts dagegen zu sagen. Aber: gefährlich wird die Sache, wenn dieser Vogel ein ausgewachsener Hoheitsadler ist. Hat doch diese Art von Vögeln so viel Unheil über Deutschland gebracht, daß wir alle kein Verlangen mehr nach ihnen haben. Darüber sind sich alle Jugendverbände von rechts nach links einig, und die nichtorganisierten Jungen und Mädchen haben auch keine Sehnsucht nach dem Tier mit dem friderizianischen Blick.

Nur einige Pennäler scheinen da anderer Meinung zu sein. Wenn sie zu sagen hätten, würden wir alsbald wieder über die Kasernenhöfe rasen. Dafür setzt sich tatsächlich — man höre und staune — ein Obersekundaner aus Köln ein. (Leserbrief im „Leuchtturm“, Monatszeitschrift der studierenden Jugend, März 1950.) Dieser Knabe hält „einen Pflichtarbeitsdienst von einem viertel bzw. einem halben Jahr für durchaus angebracht“. Es ist für ihn unverständlich, daß „die Stellungnahmen der Deutschen Katholischen Jugend so scharf ablehnend sind“. Und weiter: „Das Sicheinordnen



und Sichunterordnen in einer Gemeinschaft zwangsweise zu lernen und einmal für kurze Zeit gezwungen werden, praktisch zu arbeiten, hat meines Erachtens einen besonderen Wert für die Persönlichkeitsentwicklung beim Einzelnen, gerade bei heutigen Jugendlichen.“

In „Auf dem Wege“, einem Blatt katholischer Schüler, wird die „Schlamperei“ im letzten Lager gerügt und — neben durchaus gängigen Dingen — mehr „Zucht und Disziplin und Führungsautorität der Führer“ gefordert. Pflichtarbeitsdienst, Ein- und Unterordnen, Gemeinschaft zwangsweise, Zucht und Disziplin, Führungsautorität, all diese Worte sind uns noch genau bekannt. Sie standen als Meilensteine an einem Weg, der 1933 begann und 1945 endete. Mehr lohnt sich nicht darüber zu schreiben. Wer nach den Erlebnissen der vergangenen Jahre immer noch nicht klug geworden ist, dem wird doch nicht zu helfen sein. Da wir aber selber noch lange leben möchten, empfehlen wir den Herren Pennälern, sich einen anderen Vogel zuzulegen, sonst — sonst müssen wir ihren Hoheitsvogel mit dem Knüttel totschiessen. Das ist Selbsterhaltungstrieb.

Zeichnung: Otto Schwalge, Fe

in San Franzisko ein Klassenzimmer der Schule in Weed Patel in Kalifornien in einem ausgedehnten Transportflugzeug eingerichtet wurde? Neben dem üblichen Lehrplan lernen die Schüler an praktischen Beispielen Maschinenkunde, Flugzeugwartung und einfache Konstruktion des Flugzeuges. Alle Handgriffe können wie an einer fliegenden Maschine geübt werden. Dieser interessante Unterricht findet die Begeisterung der Schüler. Das Schulschwänzen ist hier aus der Mode gekommen.

in Berlin eine neue Schule eingeweiht wurde? Die Schule besitzt helle Schulwohnstuben mit einzelnen Tischen und Stühlen. An jedem Mittag wird der Klassenraum zu einem Eßzimmer. Jeder Tisch wird mit Tellern gedeckt. Für den Unterricht bilden die Schüler kleine zwanglose Gruppen. Die einzelnen Unterrichtsthemen werden dann in Gesprächen behandelt.

die in Stuttgart erscheinende Wochenzeitung „Christ und Welt“ in ihrer neuesten Ausgabe vorschlägt, das geplante FDJ-Pfingsttreffen nicht in der „Atmosphäre politischer Spannung und Reizbarkeit“ Berlins, sondern in einem Ort der Bundesrepublik zu veranstalten? Man sollte das Fest für die gesamte deutsche Jugend diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs ausgestalten. Der Deutsche Bundesjugendring wird aufgefordert, eine entsprechende Einladung an die FDJ-Leitung der Sowjetzone zu richten. Die Einladung sollte nicht engherzig sein und beweisen, daß wir unserer eigenen Lebensweise ganz sicher sind. Als einzige Bedingung sollte die Wahrung des Burgfriedens gefordert werden.

in Bochum die „Bismarck-Jugend“, die alte Jugendbewegung der Deutschnationalen Volkspartei, zur 135. Wiederkehr des Geburtstages Bismarcks gegründet wurde?

in Polen der Bund der polnischen Jugend (ZMP) „freiwillige Jugendbrigaden“ Anfang Mai d. J. organisieren will? Diese Brigaden sollen beim Bau neuer Industrieobjekte eingesetzt werden. Nach einem Jahr können die Jugendlichen Arbeit in den neuerrichteten Werken finden. Die körperliche Arbeit der Jugendlichen nimmt vier Tage in der Woche in Anspruch. Die restliche Zeit ist für Unterricht, Körperkultur und Entspannung vorgesehen.

in Braunschweig sich fünf Jugendorganisationen zu einem „Jugendkartell“ zusammengeschlossen haben? Zu den Organisationen gehören die Jungsozialisten, die Falken, die Naturfreunde, die sozialistischen Studenten und die Gewerkschaftsjugend.

in Heilbronn in der ersten deutschen Jungenstadt, 1069 Bürger einen Maschinenschlosser als Bürgermeister wählten? Der aus zwölf Mann bestehende Gemeinderat bestimmt selbständig die Geschicke der Stadt, die aus mehreren Baracken besteht. Ein Rathaus, eine Bibliothek und ein Kino sind im Aufbau.

in Leipzig die Reklameplakate des Zirkus Aero ständig von der Volkspolizei bewacht werden mußten? Revueplakate fragten: „Warum weinst du, Bambino?“ Mit Hilfe einer Schablone hatten Leipziger Bewohner die Plakate nachts mit einer Antwort bedacht: „Weil ich in der Ostzone wohne!“

Überall neue Leser für den „Aufwärts“ gewonnen werden? Nur du hast dich noch nicht darum bemüht.

Samstag nachmittag geschlossen

Unsere Kolleginnen und Kollegen vom Einzelhandel kämpfen seit langem um eine einheitliche Regelung des Geschäftsschlusses am Samstagnachmittag. Augenblicklich ist dieses Problem in den verschiedenen Landesgebieten und Städten verschieden gelöst. Die Geschäftsinhaber haben zweifellos Interesse daran, ihr Verkaufspersonal so lange wie nur irgend möglich am Arbeitsplatz zu behalten, um jede Chance eines gesteigerten Umsatzes wahrzunehmen. Dabei denken sie nicht daran, daß die Kaukraft des Verbrauchers und damit der Umsatz sich nicht durch längere Geschäftszeit erhöhen, sondern nur dadurch, daß dem Käufer entweder durch Preissenkungen oder höhere Löhne die Möglichkeit zum Kaufen gegeben wird. Die Gewerkschaft Handel, Banken, Versicherungen, die uns um Aufnahme nachstehender Zuschrift gebeten hat, ist bemüht, auf gesetzlichem Wege den Geschäftsschluß am Samstagnachmittag einheitlich zu regeln und damit auch den Kolleginnen und Kollegen, die im Verkauf beschäftigt sind, ihr Wochenende zu sichern. Die Red.

Es gibt wenige Berufe, in denen am Samstagnachmittag nicht die Arbeit ruht und dadurch dem Arbeitnehmer ein zusammenhängendes verlängertes Wochenende ermöglicht wird. Das ist gut so und hat vollauf aus vielen Gründen seine Berechtigung. Nur die Arbeitnehmer im Einzelhandel kennen kein richtiges Wochenende. Das ist nicht gut, und für eine solche soziale Schlechterstellung gibt es weder Gründe noch eine Rechtfertigung.

Diese Menschen sind ununterbrochen vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten wie Sklaven in ein Joch gespannt. Tagaus, tagein, von morgens bis abends, dazu in Zeiten der Konjunktur auch noch sonntags, verrichten sie bei schlechter Bezahlung ihre so leicht scheinende, in Wirklichkeit aber schwere Arbeit — zum Nutzen und Wohle der anderen.

Natürlich, ihr Anspruch auf das Wochenende wird an und für sich anerkannt — dann jedoch kommt das große Aber. Und dieses „Aber“ ist der Profit und der Geldbeutel. Denn andere und vernünftige Gründe gibt es kaum gegen den Geschäfts-

schluß am Wochenende. Sie sind bei sachlicher Betrachtung alle zu widerlegen. Man soll doch nicht mit dem armen Verbraucher kommen, der gerade und unbedingt am Samstagnachmittag seine Einkäufe erledigen muß! Wer redet ihm das denn ein? Doch nur jene, die glauben, daß sie sonst nicht genug verdienen und die am liebsten auch noch sonntags und möglichst in der Woche bis 22 Uhr die Geschäfte offen halten möchten. Wo aber sind diese von Mitleid strotzenden Seelen, wenn es wirklich um das Wohl des Verbrauchers geht? Kümmern sie sich dann auch um ihn? Bei Tarifverhandlungen, Wohnraumbeschaffung, Preissenkungen und dergleichen sind sie nicht zu finden. Nur wo ihr eigener Profit im Vordergrund steht, da werden sie rührig, und das „Wohl des Verbrauchers“ dient ihnen nur als Vorspann für ihre Interessen.

Dabei aber übersehen sie vollkommen, daß gerade diese von ihnen so mitleidig zitierten Verbraucher unsere Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Berufszweigen sind; und nun wollen sie uns und ihnen glaubhaft machen, sie müßten ausgerechnet den Samstagnachmittag für ihre Einkäufe haben und könnten uns deshalb das Wochenende nicht zugestehen.

Wer von unseren Gewerkschaftskolleginnen und -kollegen denkt denn wirklich so? Wenn wir uns einmal mit ihnen zusammensetzen und ihnen klarlegen, um was es geht, werden wir finden, daß gerade die Industriearbeiterschaft für unsere Einzelhandelskollegen das weitaus größte Verständnis aufbringt.

Wir haben uns wahrlich mit Engelsgeduld seit Jahrzehnten immer wieder bemüht, das mit sachlichen Mitteln zu erreichen, was uns mit wenig sachlichen verwehrt wird. Glaubt man denn wirklich, das ginge so weiter? Schon andere schwerer wiegende Forderungen haben gegen noch größere Widerstände ihre Anerkennung gefunden. Das wird auch mit unserer Forderung auf den verkaufsfreien Samstagnachmittag nicht anders sein. Hbg.



Zeichnung: H. Bauch

Marianne ist glücklich

Marianne hat es nicht so gut wie andere junge Mädchen, die daheim nicht ihren ganzen Lohn abzugeben brauchen und sich viele schöne Dinge kaufen können, die Marianne nur in den Schaufenstern bewundern darf. Sie ist Näherin in einer Wäschefabrik. Seit Monaten sitzt sie hinter der Lochmaschine und fertigt die Stickereien an den Volants der Unterröcke für die elegante Damenwelt

an. Selber hat Marianne nur einen Fetzen am Leib, den ihre Mutter aus Teilen eines zerrissenen Bettbezuges „zusammengestückt“ hat. Aber Marianne träumt gar nicht von feiner Unterwäsche. Sie wäre schon zufrieden, wenn sie ein Paar ordentliche Schuhe hätte. Denn als sie aus der Schule kam, gab es keine Waren, und seit die Läden voll sind, ist der Vater arbeitslos. Meist verspielt er auch noch die paar Pfennige Unterstützung in der Hoffnung, sein Los durch einen glücklichen Zufall zu wenden. Marianne muß darum zu Hause immer ihre ganze Lohntüte abgeben. Freitags steht die Mutter schon mit der Einkaufstasche am Arm vorm Tor und nimmt Mariannes Geld in Empfang. Deshalb ist sie wohl auch so verschlossen und viel zu ernst für ihre neunzehn Jahre. Aber sie ist mit Leib und Seele bei der Arbeit. Die Abteilungsleiterin weiß schon, warum sie gerade ihr die neue Festonmaschine anvertraut. So näht Marianne jetzt die geschwungenen Kanten von Kissenbezügen. Sie bekommt dafür einen höheren Lohn, 45 Mark in der Woche. Diese 45 Mark bedeuten Leben für den Vater, für die Mutter, für den 13jährigen Bruder und für Marianne selbst.

Eines Tages stellt die Abteilungsleiterin an die alte Festonmaschine neben ihr eine neue Näherin. Vorläufig nur auf Probe für acht Tage, sagt sie und erklärt fähig und oberflächlich den Arbeitsvorgang, um die Neue dann ihrem Schicksal zu überlassen. Schließlich braucht es auch keiner langen Erklärung, denn die neue Näherin wurde ja nur angenommen, weil sie gesagt hatte, sie kenne

das Wäschefestonieren. Jetzt zerrt sie aber an dem Kissen herum und kann nicht damit fertig werden. Wahrscheinlich hat sie gelogen, um Arbeit zu bekommen. In Wirklichkeit war sie sicher noch nie in einem solchen Betrieb beschäftigt. Hilflos blickt sie zu Marianne hinüber. Aber Marianne wendet die Augen ab. Was geht sie die andere an! Jeder ist sich selbst der Nächste, denkt sie. Wer kümmert sich um ihre Not? Aber dann fällt ihr ein, wie schön es gewesen wäre, wenn ihr jemand geholfen hätte. Und plötzlich erklärt sie der Neuen den Arbeitsvorgang, langsam und leicht faßlich. Als die Abteilungsleiterin nachher dann die neue Näherin lobt, ist Marianne ganz stolz. Sie freut sich so sehr, daß nicht einmal der Gedanke an den heutigen Freitagabend, wo die Mutter wieder mit der Einkaufstasche vorm Tor steht, sie verstimmt.

Ja, denkt sie beim Anblick der Mutter, daß es mir noch nie aufgefallen ist, wie fadenscheinig und verstopft ihr Mantel ist. Irgendwie rührt Marianne das andere Leid und tröstet sie zugleich.

Die Mutter kommt ihr heute auch so sonderbar jung vor. „Marianne“, ruft sie zur Begrüßung, und in ihrer Stimme schwingt etwas mit, das Marianne lange nicht mehr bei ihr gehört hat. „Marianne, es ist das letztmal, daß ich dir den ganzen Lohn annehme. Stell dir vor, ein Wunder ist geschehen. Vater hat Arbeit. Morgen fängt er an. Dann kannst du dir endlich ein Paar neue Schuhe kaufen.“

„Ach ja, die Schuhe“, sagt Marianne nur. Aber sie ist glücklich wie noch nie.

Ilse Hagedorn.

Kosmetik im Frühling



Eine Nähmaschine, die nicht näht, sondern zusammenschweiß — und zwar Plastikstoffe für Regenmäntel, die durch Einstiche nicht beschädigt werden dürfen —, wurde kürzlich in Hamburg gezeigt.

In 45 Minuten kann man die Wäsche blitzsauber wieder mit nach Hause nehmen. So schnell arbeitet der amerikanische Waschapparat, der in Frankfurt aufgestellt wurde. Für 4 kg Wäsche beträgt der Reinigungspreis 2 DM. Fotos: dpa



FRAUEN IM ÖFFENTLICHEN LEBEN

Eine Erhöhung der Anzahl von Lehrberufen für die weibliche Jugend fordert das Frauensekretariat beim Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Zu diesem Zweck soll die Errichtung weiterer staatlicher Haushaltungsschulen zur Ausbildung von leitenden Kräften für die sozialen Berufe gefördert werden. Der Aufstieg in die Berufe der Fürsorgerin, Anstalts- und Heimleiterin soll unter der Voraussetzung einer baldigen Schulreform in Zukunft auch Frauen und Mädchen aus minderbemittelten Kreisen ermöglicht werden.

In Dänemark wurde durch Gesetz ein „Hausfrauen-Ablösedienst“ eingerichtet, der Reservehausfrauen zur Verfügung stellt, wenn in einer Familie die Mutter erkrankt ist. Die Bezahlung dieser Kräfte erfolgt durch die Krankenkasse.

Den gewerkschaftlichen Zusammenschluß aller Hausfrauen hat eine Kandidatin für das englische Unterhaus gefordert. In ihrem Programm verkündet sie weiter, daß für die Hausfrauen eine geregelte Arbeitszeit und das Recht auf Urlaub eingeführt werden sollen.

Im Spiegel haben wir soeben betäubt festgestellt, daß unser Aussehen so gar nicht mit dem hellen Sonnenlicht und all dem Blüten um uns her wetteifern kann. Der lange Winter mit seinem vielen Stubenhocken, seinem Mangel an Bewegung und nicht zuletzt an Licht, Luft und Vitaminen läßt sich nicht verleugnen. Verzagt lassen wir den Kopf hängen und machen damit bereits den ersten großen Fehler. Verzagt dürfen wir nämlich auf keinen Fall aussehen, ganz im Gegenteil, wir müssen lächeln, weil Lächeln verschönt und die Züge entspannt. Nein, wir brauchen keine teuren Schönheitsmittel und Wunderwasser, um unsere verlorene Frische und Lieblichkeit wiederzugewinnen, wir halten uns an alte, einfache, aber erprobte Rezepte der Natur, die außerdem den Vorteil haben, nicht kostspielig zu sein.



Wer sich Regenwasser zum Waschen verschaffen kann, tut viel für die Schönheit von Haut und Haar. Dieses Wunderwasser war von jeher das oft wohlbehütete Toilettegeheimnis viel bewunderter Frauen. Hartem Leitungswasser



sollte man auf jeden Fall eine Prise Borax zusetzen, um es weich zu machen. Schweden, ein Land mit feuchtem Klima und vielen Niederschlägen, hat die Frauen mit der frischesten Haut. Bleiben wir also am nächsten Regensonnentag nicht in der Stube hocken, sondern laufen eine gute Stunde durch den Park. Taufrisch leuchten nachher unsere Wangen.

Mit Buttermilch wuschen sich schon unsere Großmütter, um ihre zarte Haut zu pflegen. Wir trinken morgens nüchtern ein Glas Buttermilch in kleinen Schlucken und schaffen uns so eine klare Haut, blanke Augen und eine regelmäßige Verdauung. Zum Frühstück kauen wir kräftiges Vollkornbrot mit Butter, erhalten uns dadurch gesunde weiße Zähne und verschaffen uns gleichzeitig die Vitamine A und B und andere wertvolle Aufbaustoffe zur Erhaltung der Schönheit. Wer körperlich ermüdende Arbeit vor sich hat, nimmt einen Löffel Bienenhonig zu diesem Frühstück.

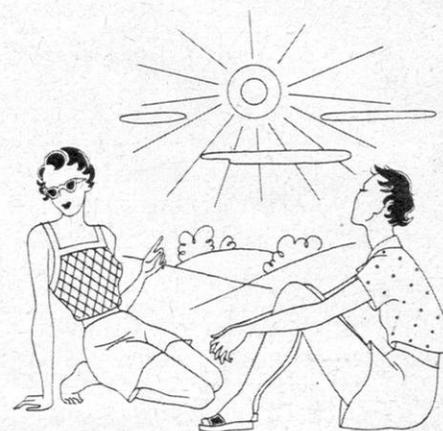


Ohrfeigen sind meist eine Strafe, auf die keine Belohnung folgt. Unsere Wangen belohnen uns jedoch für Ohrfeigen mit „blühenden Rosen“. Das Haar wird mit einem Tuch zurückgebunden und das Gesicht gut mit weicher Fettcreme eingefettet. Dann klatschen wir uns mit der flachen Hand, rechts und links, blitzschnelle Ohrfeigen auf beide Wangen, bis sie glühen und brennen. Eine kräftige Hautdurchblutung wird so erreicht, und wir beugen den „Lachfältchen“ um die Mundwinkel vor. Der Hals gehört mit zum Gesicht. Er wird ebenfalls eingefettet, aber nicht geohrfeigt, sondern mit beiden Händen sanft von vorn nach hinten massiert. Für diese Behandlung ist er sehr dankbar und wird keine Querfalten bilden.



Haarwäsche mit Eigelb wendet man seit langem gegen übermäßige Schuppenbildung der Kopfhaut an. Aber auch trockene, graue Haut ist dankbar für eine gelegentliche Gesichtsmaske aus Eigelb. Jetzt, wo die Eier nicht mehr so knapp und teuer sind, dürfen wir uns diesen Luxus schon einmal erlauben; ein Ei ist noch billiger als ein Päckchen Shampoo. Wir tragen das Eigelb mit den Fingerspitzen dünn auf Gesicht und Hals auf und lassen 15—20 Minuten trocknen. Danach wäscht man mit lauem, weichem Wasser wieder ab und trägt hauchdünne Fettcreme auf. Fette, großporige Haut behandelt man mit gelegentlicher Gesichtsmaske aus Eiweiß und verfährt dabei genau so, wie bei Eigelb angegeben, läßt aber die Fettcreme weg.

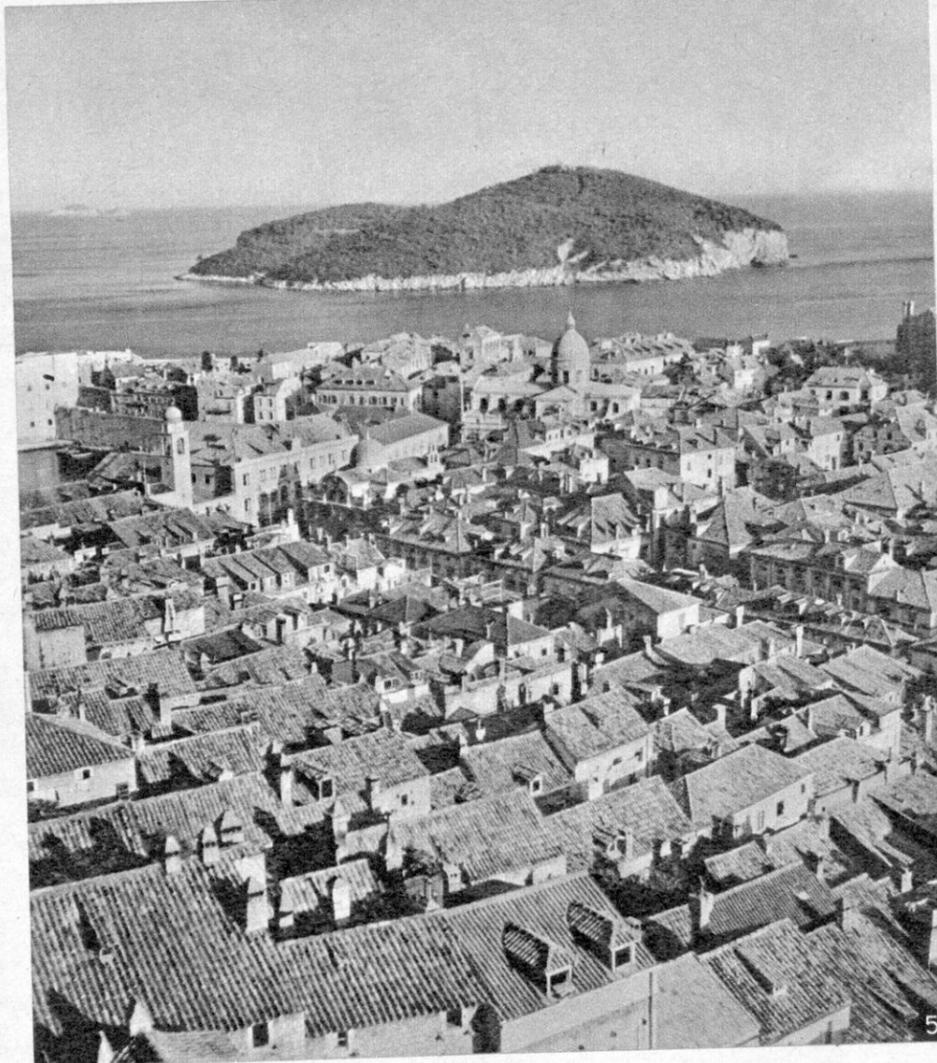
Das Trinken von Fruchtsäften belebt und erfrischt unseren Organismus und versorgt ihn mit Vitaminen. Wenn wir im Frühjahr Pickel bekommen, sollten wir vorbeugend Sauerkrautsaft trinken. Aber auch äußerlich angewendet wirken Fruchtsäfte verschönernd. „Verarbeitete, rote und raue Hände werden nach Einreiben mit Zitronensaft sofort glatt, weiß und rein. Entzündete Pickel heilen schneller, wenn wir sie allständig mit Zitronensaft betupfen. Unser Haar wird seidenweich und auffallend glänzend, wenn wir dem letzten Spülwasser nach der Haarwäsche Zitronensaft zusetzen. Straff und glatt wird die Haut nach dem Abreiben mit einem Stückchen Gurke. Rohe Kartoffel tut denselben Dienst. Ebenfalls eine Tomatenscheibe. Die belebende und zusammenziehende Wirkung dieser Säfte gleicht der Wirkung teurer Gesichtswässer, jedoch wirken die Fruchtsäfte milder und reizloser.



Zuletzt nutzen wir das belebende und stark bräunende Sonnenlicht des Frühjahrs sooft wie möglich zu Sonnenbädern. (Nach dem Monat Mai jedoch Vorsicht mit Sonnenbädern. Sie können dann der Haut schaden.) Nach ein paar Sonnenbädern ist die blasse Stubenfarbe verschwunden, und der Spiegel zeigt uns, daß wir nun mit der Frühlingssonne um die Wette strahlen können.

Text u. Zeichnung: Anny Ruffing

JUGOSLAWIEN



Sehr viel wird über das Land Jugoslawien geschrieben und gesprochen, doch wie wenig kennt und weiß man von diesem Land, das bisher eine abwechslungsreiche Geschichte erlebt hat.

Jugoslawien besteht erst seit dem Jahre 1918 und entstand nach dem Zerfall des Staates Österreich-Ungarn durch Vereinigung des Königreiches Serbien mit Montenegro, Teilen Bulgariens, Dalmatien, der Herzegowina, Kroatien und Slowenien. Bis zum Jahre 1929 nannte es sich „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“. Erst danach wurde der Name in Jugoslawien umgewandelt.

Das Land hat rund 15 Millionen Einwohner, die zu 70 v. H. in der Landwirtschaft tätig sind. 45 v. H. des Bodens sind landwirtschaftlich genutzt. In der Hauptsache werden Mais, Weizen, Tabak und Wein angebaut. Auch Obst wird in reichem Maße geerntet. 53 Millionen Pflaumenbäume machen das Land zum größten Pflaumenerzeuger der

Erde. Seit Beendigung des zweiten Weltkrieges ist man dabei, die Industrie des Landes aufzuschließen, da Bodenschätze wie Eisen- und Manganerze, Quecksilber, Stein- und Braunkohle, Aluminiumerze, die wachsende Industrie begünstigen.

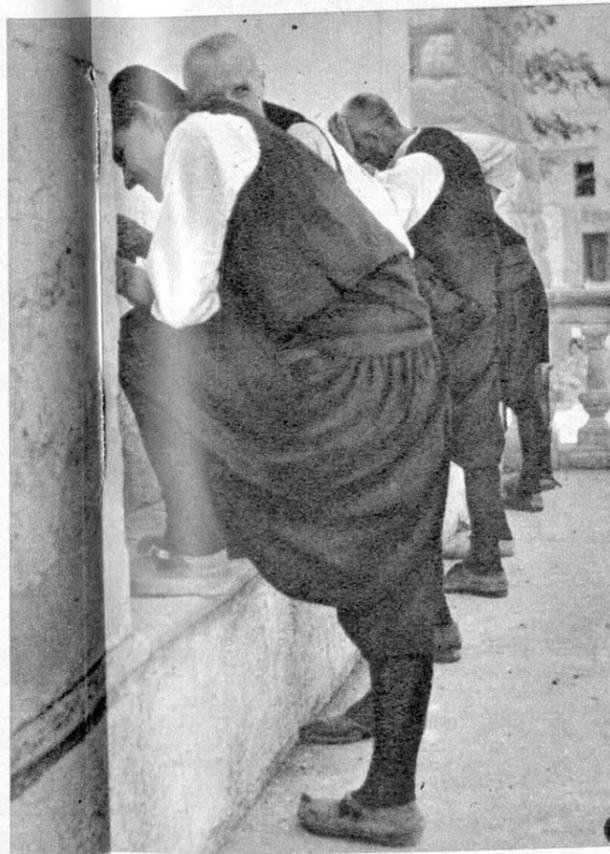
Die großen kulturellen und stammesmäßigen Unterschiede führten nach 1918 bald zu starken politischen Gegensätzen, die das Land nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Serben, als der größte Stamm mit 6,5 Millionen Menschen, schlangen sich zur herrschenden Schicht auf, wogegen die Kroaten (4 Millionen) und Slowenen (1 Million) im starken Widerspruch standen. Daneben gab es noch größere Minderheiten an Ungarn, Deutschen und Mazedoniern, die auch ihre Rechte anmeldeten. Eine Einheit des Landes war auf diese Art nicht möglich. 1929 löste König Alexander alle Parteien auf und errichtete eine Diktatur. Bei der gleichen Gelegenheit erhielt das Land den Namen Jugoslawien. Doch auch durch diese Maß-

nahmen wurden die starken Gegensätze nicht überbrückt, und 1934 wurde der König ein Opfer seiner eigenen Politik. Er wurde ermordet. Sein Sohn als Nachfolger gab dem Volke einige Freiheiten zurück und milderte dadurch die Gegensätze im Land. Zu diesem Zeitpunkt begannen ausländische Staaten ihren Einfluß geltend zu machen. Allmählich überzog der deutsche Einfluß, unter dessen Druck sich Jugoslawien 1941 dem Dreimächtepakt Deutschland-Italien-Japan anschließen mußte. Eine Revolution, zwei Tage nach dem Beitritt zu diesem Pakt, führte dazu, daß Deutschland und Italien eingriffen, das Land niederwarfen und unterdrückten. Jugoslawien wurde aufgeteilt. Kroatien wurde selbständig, Dalmatien und Teile Bosniens kamen an Italien, und auch Deutschland, Ungarn und Bulgarien wurden mit Gebietsteilen bedacht. Doch damit war der Freiheitswille dieser Völker nicht zu unterdrücken. In den kaum zugänglichen Bergen sammelten sich die Freiheitskämpfer, die den Kampf gegen Hitler und seine Helfer führten. Es kam zu blutigen, grausamen Kämpfen. Eine Million Menschen soll dabei umgekommen sein. Die Partisanengruppen führten diesen Kampf unter voneinander verschiedenen politischen Anschauungen. Ein Teil war für die alte Monarchie, der andere für eine Republik. Als stärkster Faktor dieser Gruppen schälte sich die nationale Befreiungsarmee unter Tito heraus, die auch 1944, nach dem Einmarsch der Russen, die Macht unter Führung Titos übernahm. Jugoslawien wurde eine Volksrepublik, bestehend aus den sechs Bundesrepubliken Serbien, Kroatien, Slowenien, Montenegro, Bosnien und Mazedonien.

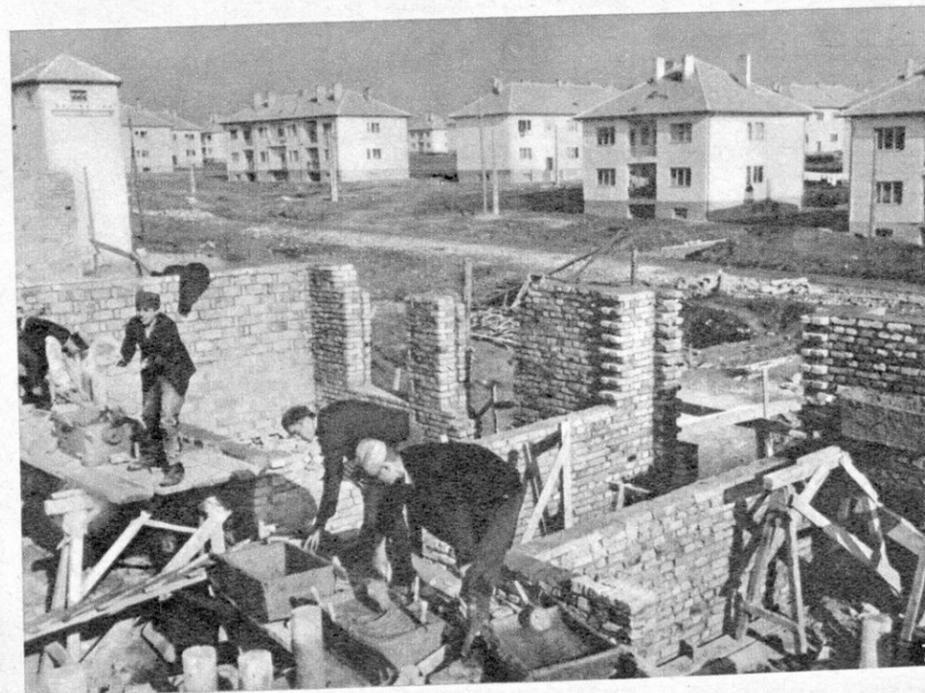
Unter der Diktatur Marschall Titos hat das Land scheinbar seinen inneren Frieden gefunden. Doch ist dieser Friede von außen bedroht. Tito, der gegenüber dem Ausland eine unabhängige Politik führen will, hat sich dadurch als früheres Mitglied des Kominform in starken Gegensatz zu Sowjetrußland gestellt. So kämpfen Ost und West um ihren Einfluß in Jugoslawien. Dabei darf man nicht übersehen, daß Jugoslawiens Grenznachbarn dem Ostblock angehören.

Fotos: Seeger (5), dpa (2)

- 1 Symbol: Eine Hand. Sie hält mit diktatorischer Macht die verschiedenartigsten Völkerstämme, die von einer wechselvollen Geschichte gestempelt sind, zusammen.
- 2 Doch zäh halten die einzelnen Stämme an ihren alten Sitten, Gebräuchen und Trachten fest. Hier ein zogarianischer Bauer aus Kärnten, in seinem nationalen Gewand.
- 3 Die Frau aus Montenegro, dem Südwesten des Landes, trägt den typischen Kopfputz aus gestärkter Leinwand, sorgfältig mit selbstgesponnener Seide bestickt.
- 4 Hauptstadt Belgrad, moderne Metropole Südosteuropas, lebhaft, farbenfroh. Der Blick fängt sich an Hochhäusern, die nicht selten die Symbole der Staatsmacht tragen.



- 5 Steile, nackte Gebirge, Steppenlandschaft, fruchtbare alpine Wiesen, Wälder, wechseln mit sanfter, sonniger Mittelmeerlandschaft, Städten von der Schönheit Ragusas.
- 6 Christen, Orthodoxe, Moslems sind die größten Religionsgemeinschaften. Ein ungewohntes Bild: Männer beten vor der Kirche, Frauen verrichten die Andacht drinnen.
- 7 Mit Energie geht man daran, die Wunden des Krieges zu heilen. Neue Wohnhäuser und Geschäftsbauten entstehen. Der größte Eifer gilt der Schaffung von Industrieanlagen.



Zwei auf der Lok

Damals arbeitete ich auf dem Wipperboden des Karlschachtes. Wenn die Förderung aussetzte und nichts Besseres für mich zu tun war, dann ging ich hinunter zum Lokomotivschuppen. Dort standen die großen eisernen Tiere, deren Bauch mit Dampf gefüllt wurde. Dieser Maschinenraum hatte etwas so ungemein Anziehendes für mich, daß ich es trotz Verbotes immer wieder unternahm, in das Heiligtum vorzudringen, mir ging es wie einem armen Jungen, der einen verstorbenen Blick in die bunte Welt des Zirkusses werfen durfte.

Eines Tages erwischte mich der Maschinenmeister.

„Was suchst du hier?“ fragte er barsch. Da ich nun einmal Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen, sagte ich, daß es mir die eisernen Tiere angetan haben.

„Draußen bei Holtenau war ich mal Heizer auf so 'ner kleinen Hitsu, nun komme ich nicht mehr richtig los davon! So ist es, Maschinenmeister!“

„So so!“ machte er, und das klang gar nicht unfreundlich. „Du warst mal Heizer! Das kannst du mir wohl beweisen, nicht wahr?“

Ich lachte frech: „Wenn Sie mir Gelegenheit dazu geben!“

Auch der Maschinenmeister lachte, aber auf seiner Stirn stand eine steile Falte.

„Stell es dir nicht so leicht vor, Bruderherz! Ich verlang' was! Und wehe dir, wenn du mir was vorgeschwindelt hast!“

Schon am andern Morgen sagte ich meinen Brüdern vom Wipperboden ade und ging mit geblähten Segeln ins Maschinenhaus, wo ein Heizer ausgefallen war.

Nun ist es ja wahr, so eine Lok will mit Liebe umhert und gepflegt sein. Mit einem verdreckten Injektor kriegt man keinen Tropfen Wasser in den Kessel, und wenn auf Lagern und Pleuelstangen die Speckschicht mit 'nem Spachtel abgehoben werden kann, dann nützt auch die beste Olkanne nichts.

Sie stellten mich auf die „Bertha“.

Die Lok war in einem sündhaften Zustand. Der Maschinenmeister stand neben mir und lächelte, mich mit einem merkwürdigen Blick betrachtend.

„So, nun mach mal das Biest lebendig! Wenn du acht Atmosphären draufkriegst, dann bist du mein Mann!“

„Das hoffe ich fertigzubringen! Nur müssen Sie mir noch einen Tag Zeit geben, Maschinenmeister! Die »Bertha« bedarf erst einer gründlichen Reinigung. Jetzt kann man ja den Bremshebel nicht vom Manometer unterscheiden!“

Mein Einwand schien dem Maschinenmeister einzuleuchten. Er nickte mir wortlos zu und verschwand. Ich machte mich sogleich an die Arbeit und begann erst einmal, alle Blankteile und alle Armaturen zu reinigen. Als ich abends aus dem Eisen herauskroch, war ich kaum einem Menschen mehr ähnlich. Die „Bertha“ aber erstrahlte in einem neuen Glanz.

Heine Bolder, mein Maschinist, besah sich die Sache und schien nicht unzufrieden mit



Zeichnung: A. Faust

dem, was er sah. Er war ein schweigsamer Mensch und nickte mir nur freundlich zu. Dies war die höchste Äußerung seiner Zufriedenheit.

Am andern Morgen trieb es mich schon um fünf Uhr zu meiner „Bertha“ hinaus. Ich legte ihr ein nettes Feuerchen unter den Bauch, und bald sangen die Dämpfe ihr summandes Lied. Der Manometerzeiger begann zu zittern, als traute er dem Frieden nicht, dann aber kroch er doch mit gemächlicher Ruhe über die Eins hinaus, kletterte und kletterte, und ich konstatierte mit heimlichem Triumph diese Tatsache.

Nun begann ein Summen und Brummen, wie ein gewaltiger Kampf im Innern des Kessels. Der Manometerzeiger kroch von Marke zu Marke. Fünf — sechs — sieben — acht —. Das wäre geschafft! Wie erfreute es mein Heizerherz! Aber mein Ehrgeiz strebte nach Höherem! Noch vier Atmosphären waren es bis zur roten Marke! Die Herren sollten staunen!

Neun Atmosphären!

Ich feuerte wie ein Teufel in der Hölle, ließ das Dampfstrahlgebläse hineinfahren in die Glut.

Merkwürdig! Der Stand des Manometers blieb unverrückt auf der Neun hocken. Ich horchte in alle Ecken und Winkel, irgendwoher kam ein fremdes, fauchendes Zischen. Mir fing die Sache an, ungemütlich zu werden. Dieses feindselige Zischen war das ganze Geheimnis, warum der Zeiger so stur auf der Neune hocken blieb. Voll Ingrimm riß ich wieder die Feuertür auf, und da sah ich die Beschörung! Die Siederöhre waren undicht! Das Kesselwasser spritzte nur so in mein schönes Feuerchen.

Zu allem Überfluß kam auch noch der Maschinenmeister zu mir herauf und grinste mich an.

„N' Morgen, Clemens! Na, wie steht's?“

Ich mußte wohl einen recht trostlosen Eindruck auf ihn gemacht haben, er prüfte den Wasserstand, warf einen Blick auf das Manometer und sah mich an mit einem verwunderten Blick.

„Na, Mensch, das geht doch in Ordnung! Neun Dinger! Das übertrifft meine kühnsten Erwartungen!“

Auch Heine Bolder kam herauf. Nickte. Und der Maschinenmeister sagte zu ihm: „Der Clemens, das ist dein Heizer! Macht's gut, ihr zwei!“

Wir waren dann allein, und Heine stopfte sich eine Pfeife Tabak.

„Mit neun Atmosphären können wir nicht fahren!“ sagte ich seufzend. Er klopfte mir auf die Schulter. „Das ist doch kein Beinbruch! Ich habe am Zylinder noch etwas zu tun, da hilfst du mir bis Mittag, dann bördelst du die undichten Siederöhren!“

So machten wir es dann auch. Ich riß das Feuer heraus und kroch mittags mit Bördelisen und Hammer in die heiße Feuerbuche und hämmerte hurtig drauflos. Es war eine höllische Arbeit, aber sie gedieh zu meiner eigenen Freude. Heine steckte manchmal seinen Kopf zu mir herein und nickte mir lächelnd zu . . .

Am andern Tag lief die „Bertha“ wie ein Davidchen. Nun war es eine Lust, Heizer zu sein. Wir fuhren nach dem Abraum des Braunkohlenwerkes. Sechs große Kipploren hingen an der Maschine, wir schoben die Wagenschlange unter die Füllvorrichtung des großen Abraumbaggers. Der krächzte und brüllte. Mit seinen Schaufelzähnen fraß er die Erde, und in wenigen Minuten waren alle Wagen gefüllt.

Die Fahrt nach der Kippe, wohin wir den Abraum zu bringen hatten, war ein Kunststück für sich. Auf der einen Seite gähnte der tiefe Grund der braunen Kohle. Wenn der Regen die Erde aufgeweicht hatte, dann gaben die Schienen dem Bärenruck unseres Zuges rücksichtsvoll nach, und die „Bertha“ neigte sich manchmal ganz bedenklich auf die Seite. Erst war es mir recht ungemütlich, aber da mein Maschinist, dieser schweigsame Heine Bolder, nichts sagte und mir nur lächelnd zunickte, gewöhnte ich mich an diesen Zustand. Wir sind auch im Verlaufe einer ziemlich langen Zeit nur zweimal umgekippt, und das geschah Gott sei Dank nicht am Abraum, sondern im Loch, wo die Sache nicht allzuviel Schaden anrichten konnte. . . Es war eine schöne Zeit, das Leben auf der Lok.

Nur Heine Bolders schweigsames Lächeln ärgerte mich zuweilen . . . Georg Artur.

Die Rache der „Njai“

Die Njai (inländische Haushälterin) hatte in Erfahrung gebracht, daß ihr „Tuan“ seine Gunst einer anderen zuwandte. Noch dazu einer Frau aus niederer Kaste. Als die in solchem Falle üblichen Mittel nicht halfen („Besprechungen“, „Liebestränke“ usw.), griff sie zum Gift.

Es gibt viele Gifte auf Java. Man hat die Wahl. Manche wirken sofort. Andere nach Jahren. Auch Bambushärchen mit Widerhaken, unsichtbar dem unbewaffneten Auge, tun es. Man mischt sie unter den täglichen Reis. Sie rufen eine Entzündung hervor, an welcher der Mensch, meist langsam, zugrunde geht. Aber qualvoll soll das Sterben sein. War nicht der „Tuan“ immer gut zu ihr? Sarina entscheidet sich für den „Gnudentod“. Hinüberschlummern soll der „Tuan“, wenn er heute nacht von der anderen nach Hause kommt.

Im Garten wächst die „Ketjoeboeng“. Wenn Sarina deren schneeweiße Blüten trocknet, zu Pulver verreibt und dieses mittels eines Bambus-Blasrohrs durch eine Ritze in der Wand in das Zimmer bläst, wo der „Tuan“ schläft, wird der „Tuan“ keine Schmerzen haben. Dann ist sie gerächt. Und wenn man sie faßt? — Nun, dann war es eben Allahs Wille. „Gelobt sei Allah, Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet!“

Konrad Müller

DIE SANDUHR

So rieselt auch mein Leben hin
wie dieser Sand im Stundenglas. —
Weiß nicht, wer ich wohl wirklich bin
und nicht, welch' zugemess'nes Maß
mir noch verbleibt — ob früh, ob spät
mein Weg zu seinem Ende geht.

Christian Beckmann

Die Federfüchse

„Wir wollen fortan alles redlich miteinander teilen“, schlug ein Fuchs einer sieben Fuchschwänze umfassenden Fuchsbande vor.

„Natürlich nach Leistung und Beitrag jedes einzelnen“, ergänzte er schnell, weil sie schon das Knurren angingen.

Ein Fuchs wurde bestimmt, alles, was die Bande aufbrachte, aufzuschreiben, zusammenzuzählen und dann zu teilen.

Als der sich wehren wollte, diese Arbeit zu tun, weil sie wenig nütze und er doch lieber mit produzieren wollte wie die anderen Füchse, mußte er mit Überredung und sanfter Gewalt zu dieser Aufgabe gezwungen werden. Und weil er nicht einer der stärksten Füchse in der Runde war und man ihm überdies eine schöne lange Feder der eben gefressenen Gans als Zeichen seines Amtes überreichte, fügte er sich schließlich darein, wenn auch sehr traurigen Herzens. Er steckte sich die Feder hinter das Ohr, das sollte zukünftig ihr Platz sein, setzte sich auf den Hinteren, das sollte die Haupttätigkeit für ihn werden, und wurde fortan der „Federfuchs“ genannt.

Die übrigen Füchse gingen an die Arbeit; beackerten das Land, bauten Häuser, schafften Kleidung und Kohle und erzeugten

Elektrizität, um nach Feierabend Radio hören und die Zeitung lesen zu können.

Der Federfuchs schrieb dies alles auf, zählte zusammen und teilte, wie ihm aufgegeben worden war, die Feder fest hinter das Ohr geklemmt, den Hinteren immer in würdiger Amtshaltung, und achtete peinlich darauf, daß er von den anderen Füchsen mit „Herr Federfuchs“ angeredet wurde.

Wie es kam, man weiß es nicht. Aber die redlichen, schaffenden Füchse, die nun ihr Teil immer vom Federfuchs empfangen, bekamen schließlich das Gefühl, alles, was ihnen zugeteilt wurde, verdankten sie dem Federfuchs und nicht sich selbst und ihrer Arbeit. Dem Federfuchs hingegen wuchs das Gefühl, alles, was er aufschrieb, zusammenzählte und teilte, sei durch eben diese seine schreibende Tätigkeit erzeugt, und dies machte ihn stolz und sicher und prägte ihm die Amtsmiene.

Von der Feder hinter dem Ohr, von der Haupttätigkeit des Sitzens, von dem Titel Federfuchs und der Amtsmiene beeindruckt, beschlossen die Füchse eine weitere etatsmäßige Federfuchsstelle zu schaffen. Der Federfuchs rückte zum Oberfederfuchs auf. Denn auf einen Federfuchs gehört ein Oberfederfuchs; schon wegen der Aufstiegsmöglichkeiten, die gegeben sein müssen. Die übrigen Füchse gingen an die Arbeit; beackerten das Land, bauten Häuser, schafften Kleidung und Kohle und erzeugten Elektrizität, um nach Feierabend Radio hören und die Zeitung lesen zu können.

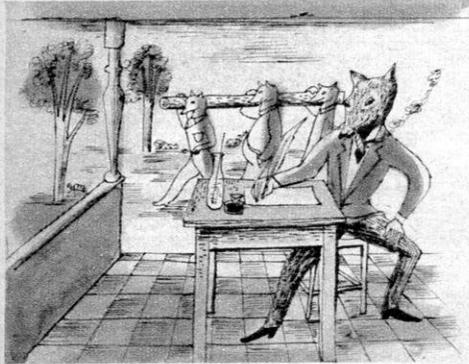
Herr Federfuchs und Herr Oberfederfuchs schrieben auf, zählten, teilten, die Feder dabei hinter das Ohr geklemmt, den Hinteren immer in würdiger Amtshaltung, und immer peinlich darauf bedacht, daß sie mit ihren Amtstiteln angeredet wurden. Und wer von den Füchsen den Herrn Oberfederfuchs sprechen oder ihm schreiben wollte, mußte den Dienstweg einhalten.

Vielleicht war dies für die fünf Füchse etwas, was ihnen die Arbeit der Federfüchse noch wichtiger erscheinen ließ, und sie stimmten zu, daß noch ein Fuchs für die Verwaltungsarbeit abgestellt werden müßte.

Herr Oberfederfuchs wurde Fuchsrat, Herr Federfuchs — Oberfederfuchs. Zwar machte es sich schon fühlbar, daß weniger produziert wurde, aber das glich sich dadurch aus, daß mehr Verwaltungsarbeit geleistet wurde. Die übrigen vier Füchse gingen an die Arbeit . . . Wir wollen sie ihrem Schicksal überlassen. Ob sie etwas merken werden? Hoffentlich haben Sie etwas gemerkt.

Übrigens: Nichts gegen Federfuchseri an sich ist hier gesagt. Wir leben schließlich auf der Erde, und da ist nichts vollkommen, und es geht auch nicht ganz ohne Federfuchseri — leider. Nur eben gegen zuviel, verstehen Sie, gegen zuviel Federfuchseri geht es hier. Dagegen sollten selbst die Federfüchse sein.

H. Einhart Schacht.



Zeichnungen: Herbert Lemkes

Sieben Uhr 57

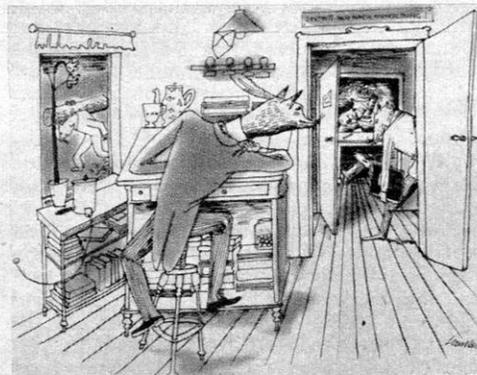
Gewohnheitsmäßig sah ich immer auf die Zeit, die an der Uhr, die groß und rund über dem Bürgersteig hing, abzulesen war. An jenem Morgen, als die Uhr 7 Uhr 57 zeigte, hatte ich leise Zweifel wegen der Richtigkeit dieser Angabe, da ich frühzeitig das Heim verlassen hatte und nicht zu spät kommen konnte, und am Ziel hatten meine Zweifel nicht getrogen. Die Uhr mußte plötzlich vorgehen.

Am anderen Morgen zeigte die Uhr wiederum 7 Uhr 57. Die Uhr stand. Heute konnte sie mich nicht zur Eile treiben. Tage und Wochen vergingen, die Uhr blieb stehen, unentwegt zeigte sie dieselbe Zeit.

Und jetzt nach Monaten steht die Zeit noch immer in ihr. Sie ist zu einem leblosen Gegenstand geworden, stumpf und glanzlos schaut sie auf das Getriebe unter ihr. Die jeden Tag unter ihr hergehen, blicken nicht mehr zu ihr auf, ihnen kann sie nichts mehr sagen. Auch die erstmals zu ihr aufblicken, wissen bald, was die Uhr geschlagen hat, nämlich gar nichts.

Was ist eine Uhr ohne Leben? Mag sie noch so groß sein, sie hat keine Daseinsberechtigung mehr. Ihre einzige Aufgabe, die Zeit anzuzeigen, erfüllt sie nicht mehr. Die Sekunden, Minuten, Stunden, Tage, Wochen und Monate fliehen an ihr vorüber, und die Uhr hält nicht mehr Schritt. Die Zeit geht weiter, nichts kann sie halten.

Auch zwei Zeiger einer müde gewordenen Uhr, die beharrlich 7 Uhr 57 anzeigen, nicht.



Der unheimliche Schmirgelstein

Lehrling Fritz war ein Pfiffikus und zu allen Streichen aufgelegt. Kürzlich geschah es, daß sich in der Werkstatt der Schmirgelstein selbsttätig ausschaltete. Sooft ein Schlosser die Hebelstange nach rechts herunterzog und der Schmirgelstein loskreiste, ging nach kurzer Laufzeit des Schmirgelsteins die Hebelstange wieder nach links, und der Stein stand still. „Das ist wie verhext!“, schimpfte ein Schlosser, „die Einschaltvorrichtung ist ganz intakt, und doch schaltet sie selbsttätig aus.“ Auch der Meister konnte es nicht fassen. „Das grenzt wirklich an Hexerei!“, lachte der Meister. „Seht her! Ich halte den Hebelzug, und — das ist toll! Ich kann den Druck kaum aushalten, so stark zieht der Hebel nach der Ausschalterseite.“ Mit prüfendem Blick folgt der Meister dem Gestänge der Einschaltvorrichtung bis hoch oben zur Transmission, wo er des Rätsels Lösung findet. Schnell läßt er die Hebelstange los und eilt mit großen Sprüngen zur etwa zehn Meter entfernten Fräsbank, wo er den Lehrling Fritz beim Kragen packt, der sich hier versteckt hatte. „Du Lausejunge! Du bist der unsichtbare Geist, der den Schmirgelstein ausschaltete.“ Die Gesellen konnten sich das Lachen nicht verbeißen, denn Fritzchens Streich war zu originell und spaßhaft. Ohne daß jemand darum wußte, hatte Fritz nach Feierabend über der Transmission einen feinen starken Draht an dem Ausschaltende der Hebelstange des Schmirgelsteins befestigt. Sobald jemand den Schmirgelstein loskreisen ließ, eilte Fritz hinter die Fräsbank, wo er ungesehen den langen feinen Draht zog und den Schmirgelstein zum Stillstand brachte. Fritzchen hatte mit diesem Streich viel Verdruß, aber auch viel Spaß gebracht. Und da Spaß mehr wiegt als Verdruß, lacht man heute noch gern über Fritzchens originellen Streich.

Josef Lenders

ABEND AM HAFEN

*Die weiche Dämmerung streicht
über die schwankenden Boote.
Der Schatten der Mole reicht
in das kalte Naß, und tote
Helgengerüste stehen da,
im letzten roten Scheine,
das Leuchten versinkt, so nah
nur schimmern die Pflastersteine.*

*Von ersten Lichtern erhellt,
spiegeln Reflexe die Wellen,
der Schiffer gelassen stellt
die Lampe hin, die Gesellen
gehen zusammen an Land.
Müde, gebückte Gestalten,
die Rücken gebeugt, die Hand
in den weiten Mantellalten.*

*Die Wasser plätschern so weich,
im Nebel die Lichter schwanken,
oben auf einsamem Steig
kreisen der Männer Gedanken
um des Lebens wahrhaften Sinn
und der rastlosen Plage.
Sie schreiten im Dunkel dahin
und nehmen Abschied vom Tage.*

Arno Haft



Freut euch des Lebens!

Das sage ich nicht wegen dem Gemeinderat von Hinterfutschenhausen; der interessiert mich nicht und interessiert euch nicht — sofern ihr nicht das Pech habt, in so einem komischen Nest zu wohnen. Nein, es ist schöner und bringt euch noch mehr Freude auf die Dauer. Ich habe das kürzlich auf einem Tanzturnier erlebt: Wieviel Beschwingtheit, Feinheit und Figurenreichtum liegt doch in den modernen Tänzen, wenn man sie richtig tanzt. Da geht einem das Herz auf ob soviel Scharm und Grazie. Versucht es einmal.

Einen Rat für den Herrn Vorsteher:

Um die Polizeikräfte auch schlagfertig gegen die Unsittlichkeit der Jugend einsetzen zu können, müßten Landespolizeitanztheorieschulen eingerichtet werden. Dort erhalten im Kampf um die Sauberkeit der Jugend bewährte ältere Schutzleute in sechsmonatigen Kursen Unterricht in allen Tanzformen, damit sie auch die guten von den schlechten unterscheiden können. Nach erfolgreich bestandenen Landespolizeitanztheorieschulexamen wird ihnen das „Silberne Tanzbein“ verliehen, das am linken Oberarm, 5 cm unterhalb der Schulterstücke, zu tragen ist. Wer in unermüdlichem Einsatz 333 Tanzsünder zur Anzeige gebracht hat, erhält die „Goldene Tanzbein-Plakette“ und wird automatisch Ehrenmitglied des „Veteranenkorps im Kampf um die bessere Jugend“. Nur so wird eines Tages wieder die herrliche Zeit anbrechen, wo deutsche Zucht und deutsche Sitte auch wieder im kleinsten Alpendorf zu Hause sind.

hst.

Wo junge Menschen sind, ist die Freude, und wo Freude ist, wird getanzt. Freude läßt sich nicht normieren. Auch in Bayern tanzen sie auf ihre Weise: Schuhplattler. Sollen wir ihn bei uns verbieten, weil man sich dabei auf den Popo klatscht?

Ob das noch Freude ist, darüber läßt sich schon streiten. Die beiden wollen den bestehenden deutschen Rekord im Dauertanz von 246,5 Stunden überbieten. Im übrigen: Sie — eine arbeitslose Tänzerin, Er — ein Pennäler. (Die Lehrer sind vorsichtshalber zu Hause geblieben.)

Fotos: Felten, dpa

ay ay ay Maria . . .

Der Gemeinderat in Helftern/Westf. hat einstimmig beschlossen, daß Samba und sambaähnliche Tänze im Bezirk der Gemeinde Helftern mit sofortiger Wirkung verboten sind. Zuwiderhandelnde werden zur Anzeige gebracht.

Nachdem Helftern diesen mutigen Schritt gegen, Unsitte und Zuchtlosigkeit der Jugend getan hat, schlossen sich eine Menge anderer Gemeinden in Westdeutschland an. Aus Bayern, Niedersachsen, Baden und Oldenburg häufen sich die Meldungen, „wo verantwortungsbewußte Männer dem Treiben der Jugend Einhalt gebieten“.

Nur keine Aufregung . . .

Nehmt die Sache nicht zu tragisch. Das gibt sich wieder. Es hat schon immer Menschen gegeben, die sich dazu berufen fühlten, über die „Sittlichkeit“ — insbesondere über die ihrer Mitmenschen — zu wachen, wobei unsittlich meist gleich „neu“ und „modern“ zu setzen ist. 19.. kam der kniefreie Rock auf. Da ging über alle, die sich so „unverfroren in der Öffentlichkeit zeigen“, ein „Sturm der Entrüstung“ nieder. 19.. trug ihn jeder. — Jahre später wurde „New Look“ große Mode. Da ging die Schimpferei wieder von vorne los.

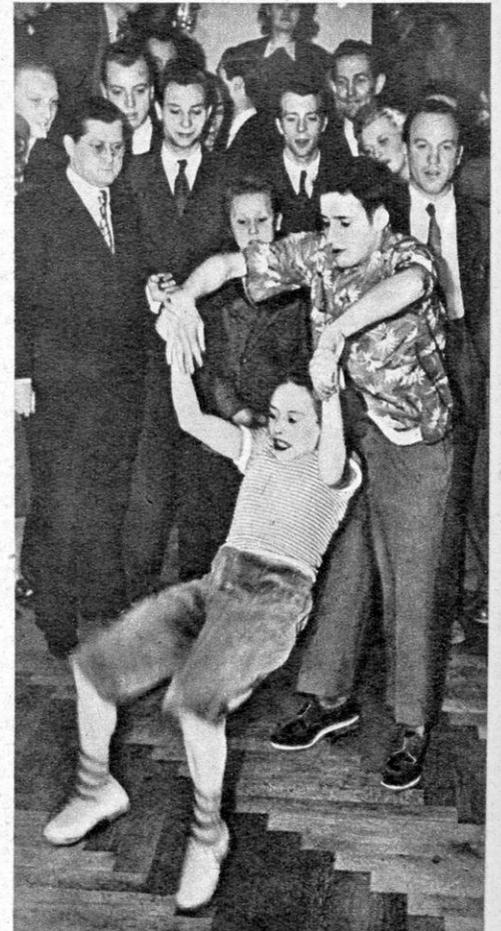
Sogar der Walzer

Als vor rund 130 Jahren der Walzer auf-

kam, hat man sich über ihn nicht weniger entrüstet als heute über Samba, Rumba, Swing, Jitterbug und Raspa. Stellt euch vor: Unser braver Wiener Walzer wurde damals in Wien bei strenger Strafe als „unzüchtig“ verboten! Die gleichen Attacken mußten nach dem ersten Weltkrieg Foxtrott und Tango über sich ergehen lassen. Inzwischen haben sich diesbezüglich auch die „vornehmste Dame“ und der biederste Dorfamtmann beruhigt, bis — ja, bis der Samba kam.

Selbsterkenntnis ist der erste Weg . . .

Hand aufs Herz: Ein klein wenig sind wir auch mitschuldig am schlechten Ruf des Samba. Wir tanzen ihn — wie auch viele andere Tänze — oft mehr ausgelassen als schön. Na ja, wir sind halt jung, und das nur einmal. Es läßt sich ja auch soviel Temperament da hineinlegen. Aber versucht es doch einmal ein bißchen nett und stilvoll, ein wenig dezent und ästhetisch. Das heißt nicht: so steif und langweilig, wie man's beim Tanzlehrer Kuhlemeyer lernt, aber . . . ihr versteht mich schon.



AUS UNSEREN GRUPPEN

STICHWORT: 3. STROPHE

„Irgendwo habe ich einmal von dem Brauch einer Religionsgemeinschaft gelesen, die z. B. einen Topf, wenn er »verunreinigt« wurde — etwa durch die Berührung mit »unreinem« Schweinefleisch —, in die Erde gräbt und ihn dort so lange begraben läßt, bis man glaubt, er sei wieder »rein«.

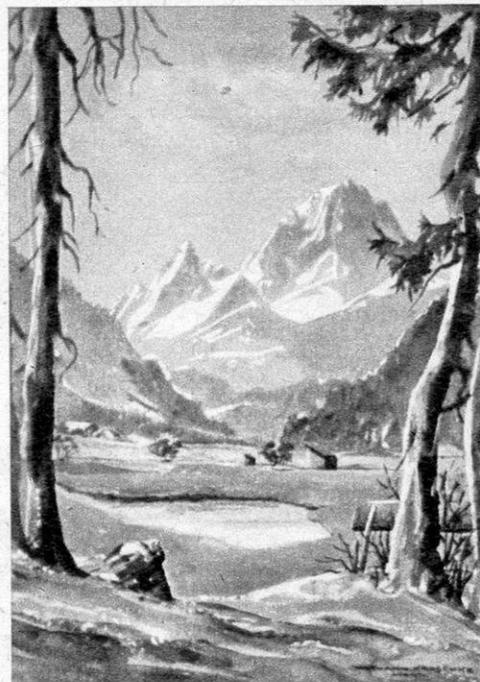


Ähnlich hätte man es auch mit dem Deutschlandlied machen sollen. Man hätte es vergraben sollen, weil die Nazis das Lied beschmutzten. »Über alles in der Welt« ließ sich leicht identifizieren mit den imperialistischen Gelüsten und dem Herrenmenschenwahn der Braunen. Obwohl Hoffmann von Fallersleben das nicht so gemeint hatte. Bestimmt nicht! Als er das Lied dichtete, saß er als Emigrant auf Helgoland. (Die Insel gehörte damals den Engländern.) Deutschland war in Schrebergärten aufgeteilt, deren Besitzer sich Fürsten und Herzöge nannten. Von »brüderlich zusammenhält« keine Spur!

Es war nur ein frommer Wunsch des Dichters. In der Weimarer Republik sang man alle drei Strophen der Nationalhymne, ohne bei »zum Schutz und Trutze« an Tigerpanzer und Westwall zu denken. Aber bei den Nazis mußte man daran denken. Wenn das Deutschlandlied zusammen mit der Hymne des Zuhälters Horst Wessel gebrüllt wurde, gab es bei uns jungen Menschen keinen Unterschied zwischen der Poesie Fallerslebens und dem Parteisonng Wessels. Beide Lieder erschienen uns gleich nazistisch. Sicher, das Deutschlandlied verdient es nicht, daß es genau so radikal abgelehnt wird wie »Die Fahne hoch«. Als Herr Adenauer aber in Berlin war, hätte er daran denken sollen, daß bei uns, wenn das Deutschlandlied gesungen wird, Erinnerungen wach werden. Erinnerungen an den Mißbrauch, den man mit diesem Lied trieb. Es ist historisch belastet. Es klebt noch zuviel Nazismus daran. Man sollte es darum noch vergraben lassen, bis der Schmutz der Vergangenheit von ihm gefallen ist, bis in Deutschland die nazistischen Elemente ausgestorben sind. Jetzt wittern diese nur Morgenluft, wenn Herr Adenauer ihre nationalistischen Instinkte weckt. Und es wäre doch zu schade, wollte man eingefleischten Nazis und Nationalisten eine Hoffnung geben.

Dieser Brief wurde von einem jungen Kollegen aus Freiburg i. Br. geschrieben. Wir haben ihn abgedruckt, weil er der Meinung vieler Kollegen und Kolleginnen entspricht, die verurteilen, daß der Bundeskanzler anlässlich seines Besuchs in Berlin die 3. Strophe des Deutschlandliedes anstimmte. Der Jugendsekretär Walter Kirschner aus Remscheid schrieb: »Vielleicht besteht die Möglichkeit, im »Aufwärts« das Deutschlandlied zur Diskussion zu stellen. Wir würden damit die jungen Kollegen zum selbständigen politischen Denken anregen.« — Wir danken Walter Kirschner für seine Anregung und für den kurzen Beitrag, den er für uns schrieb. Sein Grundanliegen ist aber schon im Brief des Freiburger Kollegen enthalten. Nun sind wir auf die Meinung unserer Leser gespannt.

Zeichnung: Otto Schwalge



Ausblick bei Hallthurm

Foto: Archiv

Der DGB hat mit der Arbeitsgemeinschaft DER für Gesellschaftsreisen ein Abkommen getroffen. Deshalb können wir als Gewerkschaftsmitglieder die Sonderzüge dieser Gesellschaft benutzen, und der Fahrpreis ermäßigt sich dadurch bis zu 50 v. H. gegenüber den Urlaubskarten, auf die man sonst angewiesen ist. Sogar wenn du an einem kleinen Ort wohnst und bis zum Sonderzug noch weit fahren mußt, gibt es dafür Verbilligung.

Na, ist das keine feine Sache? Jetzt sagst du nichts mehr! Hör zu, hier steht noch was: Wer Gebrauch von den Sonderzügen machen will, muß sich unter Befügung

- a) eines Gutscheins in Höhe von 5 DM für jede Person und
- b) der Mitteilung des in Betracht kommenden Erholungsheimes, daß er seinen Urlaub dort verbringen wird,

an die Arbeitsgemeinschaft DER für Gesellschaftsreisen, München, Prannerstraße 11, wenden. Von dort bekommt er dann Mitteilung, ob er mit dem Sonderzug fahren kann und wie hoch der Fahrpreis ist. Acht Tage vor der Abfahrt des Sonderzuges erhält er (eventuell auch für seine Angehörigen) die Fahrkarte per Nachnahme oder unter Vor-einsendung des angegebenen Betrages zugeschickt.

„Was ist denn da für ein Gutschein gemeint? Wo bekommt man den?“ fragt Werner.

„Du bist wie ein neugeborenes Kind. Das hängt doch mit der Reisesparkasse des DGB zusammen. Jeder, der seinen Erholungsurlaub in einem Gewerkschaftsheim verbringt oder eine der ausgeschriebenen Gesellschaftsreisen mitmachen will, erhält vom DGB einen Zuschuß von 5 DM in Form einer Sparkarte, auf die er natürlich auch weiter-sparen kann bis zu seinem Urlaub. Ich gehe heute sofort zu unserem Ortsausschuß und hole mir eine Sparkarte. Vielleicht fährt unsere Ursula auch mit. Für sie bringe ich gleich eine Karte mit.“

Jetzt wird Werner aufmerksam. „Ja, Willi, das ist wirklich eine Sache, die man sich überlegen muß. Da hast du recht.“ Und als sie aussteigen, murmelt er leise vor sich hin: „Wenn ich jede Woche ein paar Mark sparen würde? Gebrauchen könnte man so was, Erholung — Ausspannung — ein paar frohe Tage unter frohen Kameraden —.“

„Fährst du mit?“

So begrüßt Willi seinen Freund Werner an einem regennassen Morgen im April. „Dumme Frage“, sagt der, „ich fahre doch jeden Morgen mit dir, Lackel, zu unserer langweiligen Bude.“

„Mein Lieber, du hast ja keine Ahnung“, grinst Willi gutgelaunt, „ich meine doch nach Hallthurm ins Ferienhaus der Gewerkschaften.“

„Dir hat's wohl ins Gehirn geregnet, als ob ich Geld hätte, wie ein Fürst in Urlaub zu fahren. Das muß ich anderen überlassen.“

„Du bist und bleibst ein miesepetriger Dummkopf“, stellt Willi freundschaftlich fest. „Warte, wenn wir gleich in der Straßenbahn sind, rechne ich dir genau aus, was du kannst, wenn du nur willst.“

Als sie dann auf der hintersten Plattform in der Ecke stehen, zieht Willi einen Zettel aus der Brusttasche und liest dem ungläubig dreinschauenden Werner vor:

„Der Pensionspreis in den einzelnen Heimen beträgt 4,50 DM und 5,60 DM je Tag.“

„In was für Heimen?“ fragt Werner erstaunt.

„Ach, du kennst die Gewerkschaftsheimen nicht? Fünf Stück sind es. Paß auf:

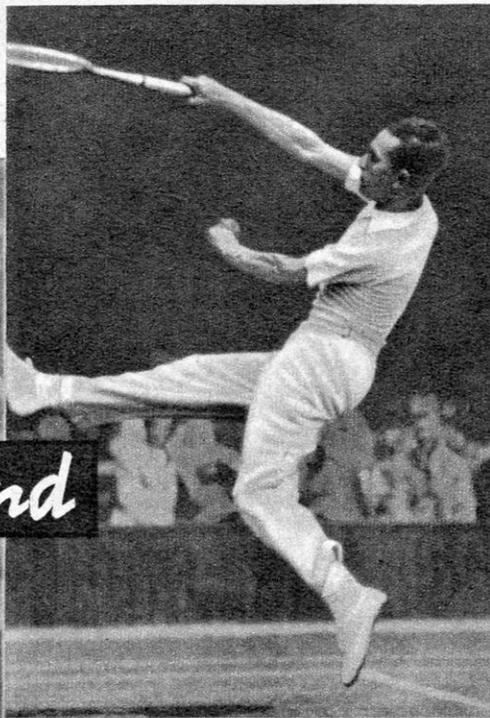
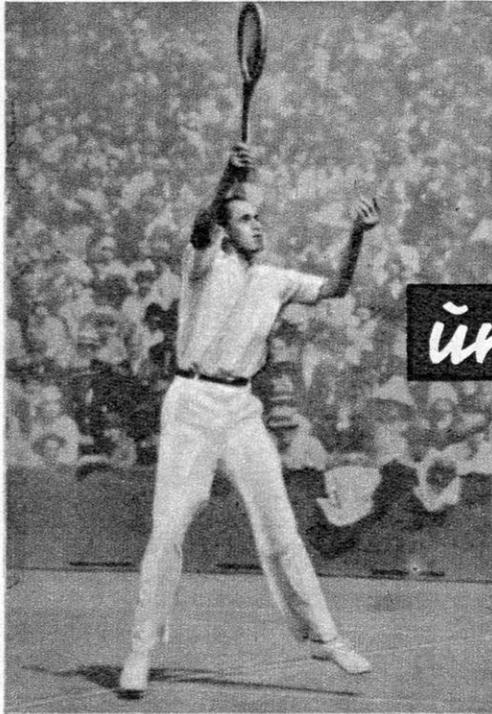
1. Schulungs- und Erholungsheim Hausham, Oberbayern.
2. Thermalbad Sulzbach, Müntner-Schumann-Heim.
3. Emmershäuser Mühle, Emmershausen bei Rod a. d. Weil.
4. Erholungsheim Paßhöhe, Hallthurm.
5. Haus Raintaler Hof bei Garmisch-Partenkirchen.

Wenn jemand allein oder mit seinen Angehörigen den Urlaub dort verbringen will, muß er sich direkt an das betreffende Haus wenden und fragen, ob zu der gewünschten Zeit Platz vorhanden ist. Ich schreibe heute sofort nach Hallthurm. Das ist in der Nähe von Reichenhall und Berchtesgaden. Dort ist es sicher großartig.“

„Gewiß, ausgezeichnet!“ erwidert Werner ironisch. „Nachher bezahlst du mehr Fahr-geld, als der Pensionspreis ausmacht.“

„Halt doch nur mal deinen Rand, bis ich fertig vorgelesen habe“, meint Willi friedlich. „Jetzt kommt doch erst der Knalleffekt.“

Der Riese



und

der Zauberer

Flimmernd lag der Sommer über London. In Wimbledon gingen die Tennismeisterschaften ihrem Höhepunkt entgegen. Am Nachmittag des 30. Juni 1927 standen sich auf dem grünen Rasen in Wimbledon zwei Spieler gegenüber, der eine, der Tennisriese William Tatem Tilden, der Welt bester Spieler, der schon zweimal in Wimbledon siegte, der andere klein, drahtig, der ehemalige Balljunge Henry Cochet, einer der „Drei Musketiere“ Frankreichs. Alle Chancen standen für Tilden. In den Spielen an den Tagen vorher hatte er eine Form gezeigt, die die Kenner hinriß und keine Zweifel aufkommen ließ, daß er Cochet schlagen und wiederum Sieger in Wimbledon werden würde. Die Zuschauer saßen Kopf an Kopf auf der hohen Tribüne. Zwanzigttausend. W. T. Tilden spielte. Es war Spiel und kein Kampf, derart überlegen war er. Alles glückte ihm, die Spiele fielen ihm nur so zu. Klar, sicher holte er sich die ersten beiden Sätze 6:1, 6:4. Cochet vermochte keinen ernsthaften Widerstand zu leisten. Während der dritte Satz begann, erschienen draußen die ersten Extrablätter, die über die ersten beiden Sätze und den sicheren Sieg Tildens berichteten. Und es war, als wenn sie gut vorausgesagt hätten, denn schnell stand es im dritten Satz 5:1 für Tilden. 5:1 im dritten Satz für Tilden! Was konnte da dem routinierten Amerikaner noch passieren? Zwei gute Bälle noch, und er hatte Cochet mehr als überzeugend geschlagen. Und 30:15 stand schon das nächste Spiel für Tilden. Ein Teil der Zuschauer war auf dem Wege, das Tennisstadion zu verlassen. Doch ein Raunen ging durch die Menge, daß die, die beim Aufbruch waren, zurückkehrten und blieben, denn Tilden kam noch nicht zum Siegball. Cochet sammelte plötzlich Punkte, es war, als sei er erwacht, als sei ein Druck von ihm gewichen, er spielte so stark, daß er sechs Spiele hintereinander machte und den dritten Satz 7:5 gewann. Es stand nun 2:1 Sätze für Tilden. Cochet hatte sich gefunden, er, der bisher ein Schüler des langen Yankees schien, parierte nun jeden Ball. Keinen Fußbreit Boden gab er mehr ab. Tilden, der Weltmeister, fühlte sich nicht wohl, er konnte nicht verstehen,

was mit seinem Gegner vorgegangen war, der so mühelos, so selbstverständlich spielte. Tilden kam außer Fassung, er übergieß sich mit Wasser, trank eine Menge Gläser Tee, wechselte den Schläger. Das Unausdenkbare wurde Ereignis — Tilden machte Fehler.

Cochet spielte und sammelte Punkte und — gewann den vierten Satz 6:4. Cochet hatte ausgeglichen. Zwei Sätze beide, der fünfte und letzte Satz mußte die Entscheidung bringen.

Es war bitterste Wahrheit. Der Tennisriese wankte. Cochet hatte ihn in seinen Grundfesten erschüttert. Es war unbegreifbar: W. T. Tilden sein, seine Sätze überlegen gewinnen, im entscheidenden Satz vor dem Siegball stehen und nun am Rande einer Niederlage.

Das Verhalten der Zuschauer war muster-gültig.

Dann der dritte Satz, noch einmal zitterte die Waage, als Tilden 3:2 in Führung gehen konnte. Doch die Zuschauer fühlten, daß Cochet nicht mehr zu schlagen war. Cochet spielte klar und sicher, er wirkte wie ein Zauberer, der alle Bälle auf sich zog, der jederzeit Herr seiner Nerven und seines Sieges sicher war.

Hoch wirbelte der Schläger in die Luft. Das Glück des Mannes aus Lyon war unbeschreiblich. Das Ziel war erreicht, aus dem Balljungen aus Lyon war der Bezwin-ger des größten Tennisspielers der Welt geworden. Von da an nannte man ihn „Zauberer“.

W. T. Tilden sind an diesem Tage die Nerven gerissen, er war nun auf einmal nicht mehr der Unüberwindliche. Er, der größte Tennisspieler der Welt, hatte seinen Meister gefunden. Bleischwer waren seine Füße und einer Maske gleich sein Lächeln, als er an diesem Tage vom Platze ging.

Der Kampf Tilden—Cochet war zu einer der größten Sensationen in der langen, einzigartigen Geschichte Wimbledons geworden. Ein Kampf, einprägsam, voller menschlicher Tragik und voller menschlichen Glücks. Schon in den Abgrund der Niederlage gestoßen, hatte Cochet sensationell und überraschend den Weltmeister geschlagen. Ha.

BUNTE SPORTPLATTE

134 000 Zuschauer sahen in Glasgow, der Hauptstadt Schottlands, das Fußballänder-spiel Schottland — England, das von Eng-land 1:0 gewonnen wurde.

Wer schlechte Schulaufgaben macht, wird sonntags nicht aufgestellt, so macht es die Leitung des SC Charleroi (Belgien) mit den Spielern der Schülermannschaften.

Zu Ostern fand in Wien ein Fußball-tourier statt, an dem neben drei Wiener Mannschaften die jugoslawische Mann-schaft „Roter Stern“ teilnahm. Rapid Wien und Simmering standen sich im ersten Treffen gegenüber. Die Rapidler wollten ihre erste Mannschaft zum Spiel gegen „Roter Stern“ schonen und stellten gegen Simmering ihre komplette Ersatzmann-schaft ins Feld. Aber das Publikum machte hier nicht mit. Sie stürmten das Spiel-feld und bemächtigten sich des Balles und forderten, daß die erste Mannschaft des FC „Rapid“ das Spiel bestreite. Für ihr Eintrittsgeld konnten sie das verlangen. Nach 15 Minuten Fußball-Revolution trat die erste Mannschaft ins Spielfeld. Sie gewann dann gegen Simmering 7 : 0 und am Tage danach gegen „Roter Stern“ 2:1.

Von den rund 80 Vereinen der Oberliga ist keiner mehr ungeschlagen.

Die sowjetrussische Leichtathletin Klau-dia Totchenova wirft die Kugel 14,86 m. Das bedeutet Weltrekord.

Die Ostzonen-Fußballmeisterschaft ge-wann die Mannschaft ZSG Horch Zwickau mit einem 5 : 1-Sieg über Dresden-Fried-richsstadt (früher Dresdener Sportclub).

Wir bringen nebenstehend ein Geschehnis aus einer Sportart, die kein Volkssport im Sinne von Fußball, Handball, Schwim-men oder Radfahren ist. Tennis ist ein Sport, der zwar sehr schön ist und dem Körper sehr viel gibt, aber es ist doch nur eine kleine Schicht Menschen, die diesen Sport ausübt. Und dies hat seine Gründe. Früher wurde Tennis nur bei den oberen Zehntausend gespielt, da zur Ausübung dieses Sportes größere Geld-mittel benötigt wurden. Die Mieten für Plätze, Klubbeiträge und die Anschaffung der Tennisutensilien machten mehr Geld aus, als ein Arbeiter oder Angestellter im Jahre verdiente. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte wesentlich gebessert, und bis in Arbeiterkreise hinein wird verein-zelt Tennis gespielt, doch lange noch nicht in dem Maße, das dieser vielseitige Sport verdient. Das kommt dadurch, daß Tennis immer noch ein sehr teurer Sport ist, denn wer es richtig und gekonnt ausüben will, der braucht neben der Aus-rüstung viele, viele Trainerstunden, die sehr viel Geld kosten. In Amerika sind die Verhältnisse bedeutend besser. Auf Grund der besseren Lebensbedingungen und der Serienherstellung von Tennis-ausrüstungen ist das Tennisspiel in der arbeitenden Jugend sehr verbreitet. So kommt es auch, daß die meisten Meister-spieler aus Amerika kommen.



„Ich lebte unter Eskimos“, von Peter Tutein, erschienen im Gebrüder-Weiß-Verlag, Berlin.

Mit Peter Tutein und einer Handvoll Pelztierjägern erleben wir in seinem Buch „Ich lebte unter Eskimos“ eine atemberaubende Fahrt auf dem Schiff „Teddy“ mit. — In Nordostgrönland rüsten sich die Pelztierjäger nach zwei harten Jahren zur Heimfahrt nach Dänemark. Endlich trifft die „Teddy“ ein — ein Schiff für weniger gefährliche Gefilde geeignet als das



nördlichste Eismeer — 21 Menschen, auf engstem Raum, begleiten wir voller Spannung auf ihrer Fahrt. Ob sie ihr Ziel erreichen? Dies ist die immer wieder auftauchende Frage! Monate dauert die Fahrt an. Jeder Tag bringt neue Gefahren, Schneestürme toben, Eisschollen zerschellen. Hält die „Teddy“ die Fahrt durch? Nach Monaten, in denen an jedem Tag Kampf zu bestehen ist, zerschellt das Schiff, und die Männer verbringen Wochen auf einer Eisscholle, bis auch diese reißt. Es beginnt ein gefährliches Wandern von Scholle zu Scholle, unter denen oft das Meer wild tobt. Endlich, als die Gefahr den Höhepunkt erreicht, kommt Land in Sicht. Und wir erleben nun mit diesen tapferen Männern eine Zeit in verschiedenen Eskimoansiedlungen, lernen die oft eigenartigen Sitten und Gebräuche dieses Volksstammes kennen, bis endlich im Sommer ein Schiff sie aus der unfreiwilligen Verbannung heim nach Dänemark holt.

Peter Tutein schenkt uns hier ein Buch, das wert ist, gelesen zu werden und uns neben interessanten Studien fremder Menschen und Länder auch Freude schenkt. Schd.

Ernest Hemingway: In einem anderen Land. Roman. Rowohlt-Verlag, Hamburg-Stuttgart-Baden-Baden, 131. Tausend, 324 Seiten, Ganzleinen, DM 9,50.

Es ist kein neues Werk des modernen amerikanischen Schriftstellers, das hier der Rowohlt-Verlag in einer Neuaufgabe herausbringt. Aber es ist in seiner gewaltigen Darstellungskraft und seinem düster gezeichneten menschlichen Gehalt heute nicht weniger packend und zeitnah als in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Damals machte es den jungen Schriftsteller zum gefeierten Sprecher der „verlorenen Generation“, eben jener, die ihre Ideale draußen im Toben des Krieges verloren hatte und nun in eine Welt zurückkehrte, die ihr nichts mehr sagen konnte.

Hemingway hatte es alles selbst miterlebt, er sprach in eigener Sache. „In einem anderen Land“, in Italien, hatte er als Freiwilliger einer amerikanischen Ambulanz den Krieg in seiner ganzen Abgründigkeit miterlebt und gespürt, wie sinnlos das alles war. „Ausdrücke wie gehelligt, glorreich, Opfer und das Wort vergebens haben mich immer in Verlegenheit gebracht“, gesteht er. „Abstrakte Ausdrücke wie Ruhm, Ehre, Tapferkeit, heilig klangen unanständig neben den Namen der Dörfer, den Nummern der Landstraßen, den Flußnamen.“ Das ist seine eigenartige Sprache, in der irgend etwas mitschwingt, ungesagt und stets gemieden, das mehr zu überzeugen vermag als langatmige Argumente.

Hemingway meidet alles unechte Pathos, er kennt auch keine echte Tragik. Er nennt die Dinge beim Namen, schonungslos. Er kennt für seine ungeschminkten Darstellungen keine konventionellen literarischen Grenzen. Und selbst wenn man ihn als Pessimisten abtun will: seine ernsthafte Kritik ist positiv. Sie zeigt den Menschen in seiner Lebensnot.

Imnitten des Kriegsgeschehens finden hier zwei Menschen zueinander, die aus dem Chaos des Schlachtenlärms heraus einen Weg finden, der ihrem Leben einen neuen Sinn gibt. Der Krieg tritt plötzlich zurück und erstarrt zur Kulisse, er wird wesenlos. Es ist der Abschied von den Waffen, der die englische Krankenschwester und den amerikanischen Sanitäts-offizier von dem Alptrud eines sinnlosen Lebens befreit und sie zu Gefährten auf einem leidensvollen, aber jammerlosen Weg macht. Karl Künz.



Jugendherberge Blankenheim-Eifel Foto: Büchter

Das neue Herbergsverzeichnis 1950, der unzertrennliche Begleiter jedes Wanderers, ist erschienen.

168 Seiten stark, weist es rund 500 Jugendherbergen mit einem Gesamtbestand von rund 27 000 Betten und 10 000 Notlagern im Bundesgebiet und Groß-Berlin nach. Erstmals wieder beigefügte Übersichtskarten mit eingetragenen Jugendherbergsorten ermöglichen im Verein mit einem alphabetischen Ortsverzeichnis das rasche Auffinden der Jugendherbergen.

Eine Karte des Bundesgebiets mit den Grenzen der Landesverbände vervollständigt in Verbindung mit den genauen Anschriften der Vorstände und Geschäftsstellen, des Hauptverbandes, der Landesverbände, der Kreis- und Ortsverbände den Überblick über den Aufbau des Deutschen Jugendherbergswerkes.

Die Benutzungsbestimmungen, die Hausordnung, eine Übersicht über Fahrpreismäßigungen, Möglichkeiten von Auslandsfahrten sowie eine Übersicht über das Schrifttum des Verbandes nebst Erläuterung der Abkürzungen in drei Sprachen runden dieses wichtige Nachschlagewerk ab.

Was dem Reisenden der Fahrplan und die Hotelverzeichnisse bedeuten, das bedeutet dem Wanderer das völlig neu überarbeitete Herbergsverzeichnis. Trotz erheblich gesteigerten Umfangs stellt sich der Preis wiederum nur auf 0,50 DM.

Das Herbergsverzeichnis ist zu beziehen über den Buchhandel, durch die Orts- und Kreisverbände oder durch den Hauptverband für Jugendherbergen und Jugendwandern, (21a) Detmold, Bismarckstraße 21.

„Zeichensetzung und Rechtschreibung“

„Die Briefschule“, das Fernunterrichtsinstitut der Gewerkschaften und Genossenschaften, hat in ihrer Kursreihe den obengenannten Stoff, für den Fernunterricht bearbeitet, herausgebracht. An Hand vieler praktischer Beispiele wird das große Gebiet der Zeichensetzung und der Rechtschreibung in anschaulicher und leicht faßlicher Weise zugänglich gemacht. Die Beispiele sind meist der deutschen Lyrik, vor allem unseren Klassikern, entnommen, so daß der Lernende zugleich gute Kostproben aus dem deutschen Schrifttum erhält.

Der Kurs besteht aus vier Studienheften und ist nicht nur ein vorbildliches Lehrbuch, sondern auch ein Nachschlagewerk von bleibendem Wert. Er enthält alles Wesentliche, was man über Interpunktion und Orthographie wissen soll.

In Anbetracht der Tatsache, daß während des Krieges der Schulunterricht aus den bekannten Ursachen mangelhaft war — und auch heute noch ist —, kann die Herausgabe dieses Kurses von jedem, der es mit der Schulungs- und Bildungsarbeit gut meint, nur begrüßt werden. Wir können den Kurs deshalb mit gutem Gewissen wärmstens empfehlen.

Der Preis für den Kurs beträgt bei Einzelstudium und Voreinsendung des Geldes DM 9,20; bei monatlicher Ratenzahlung DM 2,60 je Studienheft und beim Studium in Arbeitsgemeinschaften DM 5,60 je Teilnehmer. In diesen Preisen sind die Korrektur der Antwortaufgaben und die Beratung der Fernschüler eingeschlossen.

Alfred K. Nauck: Wunderland Technik. Staufverlag, Köln, 424 Seiten, Halbleinen.

Da werden uns schon eine ganze Menge technischer Dinge verständlich dargeboten. Wenn auch die Darstellungen im allgemeinen lebendig sind, entbehren sie doch nicht einer guten fachgerechten Fundierung. Eine reichhaltige Bebilderung, sei es von den Wolkenkratzer oder den Kabelverseilmaschinen bis zum Vorführraum eines Tonfilmtheaters, sorgt dafür, daß auch die Vorstellungskraft nicht zu kurz kommt. Bekanntes und Unbekanntes aus grauer Vorzeit und modernster Technik wechseln ab in acht Kapiteln der Technik. Das All und die Kultur, der Sport und Chemie und Physik bieten sich dem Leser in neuem spannendem Aufschluß.

Ein Buch, an dem die technisch interessierte Jugend des 20. Jahrhunderts ein rechtes Gefallen finden wird. W. B.

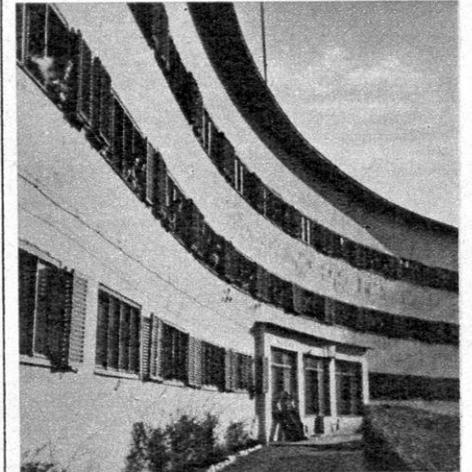
BUNDESSCHULE KOCHEL

Über die Osterfeiertage waren in der Bundesschule Kochel 80 junge Gewerkschafter beisammen, Jugendfunktionäre aus den Betrieben und Jugendgruppen Bayerns. In Vorträgen und Diskussionen erweiterten sie dort ihr gewerkschaftliches Wissen, und selbst die Abendstunden wurden ausgefüllt mit Lichtbildvorträgen über einschlägige Themen.

Viele neue Gesichter waren unter den Teilnehmern, junge Menschen, die durch ihre bisherige Tätigkeit bewiesen, daß ihnen die Gewerkschaftsjugend ein Begriff ist. Besonders erfreulich war die „bunte Mischung“, die frischen Mädchengesichter, die ebenso wie ihre jungen Kollegen interessiert lauschten.

Für fast alle war dieser Kursus wie der Aufenthalt an einer solch schönen Bildungsstätte ein erstmaliges Erlebnis, das noch lange nachklingen wird.

Text u. Fotos: Weinbuch

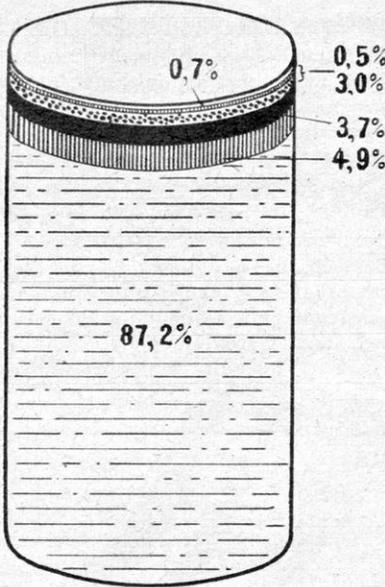


Herausgeber: Deutscher Gewerkschafts-Bund. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70, Telefon 7 91 88, 7 92 88. **Schriftleitung:** Hans Treppe, Köln, Pressehaus, Ruf 7 91 88, 7 92 88. **Fernschreiber:** 038/562. **Verlagsleitung:** Heinz Decker, Georg Reuter. Erscheint alle 14 Tage. Bezugspreis vierteljährlich 85 Pfg. zu-züglich 18 Pfg. Zustellgebühr. Bestellung bei allen Postämtern und Jugendfunktionären. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. **Druck:** Kölner Presse-Druck GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Straße 70.

DAS KLEINE LEXIKON

Was ist Milch?

Milch ist eine Flüssigkeit, die in den Milchdrüsen der weiblichen Säugetiere nach der Geburt der Jungen längere Zeit abgesondert wird und diesen vorerst als Nahrung dient. Eine Kuh, die im Jahr das 5-6fache ihres Lebendgewichtes an Milch gibt, ist als eine gute Milchkuh anzusehen. Ein Liter Milch wiegt 1032 Gramm, ist also ebenso schwer wie Wasser (1000 g). „Die Kuh des kleinen Mannes“, so wird mit Recht die Ziege genannt, gibt im Jahr das 10fache ihres Körpergewichtes, rund 400-500 kg wertvolle Milch, die ebenso wie die Kuhmilch eine wohlschmeckende Butter liefert. Auf nebenstehender Zeichnung ist die anteilmäßige Zusammensetzung der in der Vollmilch enthaltenen chemischen Stoffe zu ersehen.



Ein Liter „Vollmilch“ enthält in Prozenten ausgedrückt:

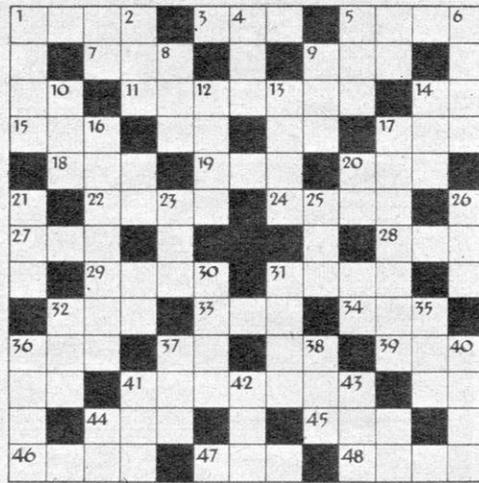
Wasser	87,2%
Milchzucker	4,9%
Milchfett (Butterfett)	3,7%
Eiweißstoff-Käsestoff:	
Kasein	3,0%
Albumin	0,5%
Mineralstoffe	0,7%

Die Milch aber, die für die zur Welt gekommenen Jungen bestimmt ist, besteht aus einer Flüssigkeit, die nicht milchweiß, sondern gelblich bis bräunlich gefärbt ist. Sie schmeckt salzig, riecht eigentümlich, ist zähflüssig und wird als Biestmilch, Erstlingsmilch oder Kälbermilch bezeichnet. In ihrer chemischen Zusammensetzung weicht sie von der üblichen Vollmilch stark ab, denn sie enthält mehr Eiweißstoffe (Kasein 4,83% und Albumin 15,85%), etwas weniger Wasser (71,69%) und mehr als das Doppelte an Mineralstoffen (1,78%).

Milch gerinnt und bildet bei längerem Stehen eine Gallerte, woraus sich das Milchserum oder die Molke ausscheidet. Die Chemie sorgt seit langem für eine haltbare Dauerform der Milch (Milchkonserven). Es gibt „kondensierte Milch“ (Büchsenmilch und Trockenmilch). Offen zum Verkauf gelangende Frischmilch wird häufig gefälscht, verwässert, und deshalb erscheint im Sinne einer gesunden Volksernährung eine behördliche streng durchgeführte Milchkontrolle dringend notwendig.

Was ist in einem Hühnerei?

Das Ei ist der Keim des künftigen Huhnes und enthält alle Nährstoffe für die Entwicklung des Küchens. Ein Hühnerei wiegt durchschnittlich 50 Gramm, davon entfallen 8 g auf die Schale (kohlen-saurer Kalk, 28 g auf das Eiweiß und 14 g auf den Dotter. Die im Ei enthaltenen Nährstoffe (siehe Zeichnung) zeigen, daß das Wasser daran einen hohen Anteil ausmacht. Da das Ei Fett- und Stickstoffsubstanzen enthält, bildet es ein wertvolles Nahrungsmittel. Nur ein für uns wichtiger Stoff fehlt ihm, das Kohlehydrat. Deshalb ist es mit Brot oder Kartoffeln genossen erst eine vollwertige Speise. Meist wird der Nährwert des Eies überschätzt, denn von seinem Gewicht (50 g) entfallen 37 g auf Wasser, und das Fett ist nur mit 5,5 g, das Eiweiß mit 7 g vorhanden. Um z. B. die Eiweißmenge eines viertel Kilogramms Rindfleisch durch den Genuß von Eiern zu ersetzen, wären hierzu 7 Stück notwendig. Der Eiweiß- und Fettgehalt eines Eies entspricht annähernd einer Tasse Milch, wobei aber dem Ei noch der nicht unerhebliche Zucker(Kohlehydrat)gehalt der Milch fehlt. Es ist deshalb kein tägliches wesentliches Nahrungsmittel, aber eine unentbehrliche Beigabe für alle Teigarten, Torten, Soßen und Beilagen zu Fleisch und Gemüse. Ohne Ei gäbe es viele gute und süße Dinge nicht, die alt und jung so vorzüglich schmecken!



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Kletterpflanze, 3. Zeichen, 5. Hochland von Persien, 7. Stimmlage, 9. Körperteil, 11. Angehöriger einer Schiffsbesatzung, 15. Senkblei, 17. Reinigung des Körpers, 18. Binnengewässer, 19. Titel, 20. Narr, 22. Sahne, 24. Musikinstrument, 27. Körperteil, 28. Kopfbedeckung, 29. Insektenfresser, 31. erster Mensch, 32. Nebenfluß der Donau, 33. Hochweide, 34. Wild, 36. Lebensbund, 39. Bedrängnis, 41. Fallwind in Südfrankreich, 44. Brennstoff, 45. Farbe, 46. Schwung, 47. Gedicht, 48. Stadt in der Schweiz.

Senkrecht: 1. Lasttier, 2. Stadt in Württemberg, 4. Adler, 5. Westeuropäer, 6. Himmelsrichtung, 8. Bodensenke, 9. Zweig, 10. Geschick, 12. hohes Gebäude, 13. Männername, 14. selten, 16. Suppenschüssel, 17. Landschaft in der Tschechoslowakei, 21. Strömung hinter einem fahrenden Schiff, 23. Bergarbeiterführer (* 1922), 25. wie 17 waagerecht, 26. Reinigungsmittel, 30. Ungeziefer, 31. Liebesgott, 32. persönliches Fürwort, 35. Bauerngut, 36. eine der Gezeiten, 37. Gefrorenes, 38. fertig gekocht, 40. Fett aus dem Speck von Walen und Robben, 41. englische Insel, 42. Lebenswende, 43. Anerkennung.

Silberrätsel

Aus den nachstehenden Silben sind 45 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

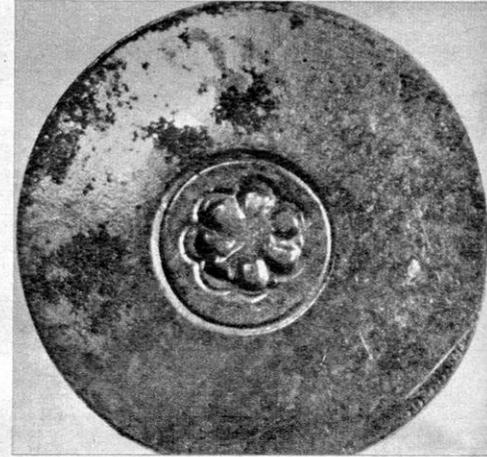
a — a — a — al — al — aus — bar — bel — beth — bre — car — che — da — da — den — du — e — e — e — e — e — es — es — eu — fant — fe — fen — gel — ges — ha — he — i — i — i — il — in — ko — kon — la — lah — le — le — le — le — le — ler — leu — li — li — lo — lo — lud — ma — me — mei — men — mer — mon — mond — mut — na — na — xa — ne — ne — ne — neu — ni — nis — num — pen — po — pri — rel — rier — rin — ros — san — sa — sche — sche — se — se — se — sei — sel — sen — sen — si — sig — sig — so — spie — stim — ta — tas — te — ter — ter — ter — tha — ti — ti — ve — vi — vid — wi — win — wigs

Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Jahreszeit, 2. Kernfrucht, 3. Kochsalzlösung, 4. Reinigungsmittel, 5. Industriestadt, 6. Mädchenname, 7. bibl. König, 8. Gewürz, 9. bäuerliches Gerät, 10. einseitig versilbertes Glas, 11. Mädchenname, 12. Lebkuchengewürz, 13. Halbinsel bei Danzig, 14. Stadt in Sachsen, 15. Trübung der Luft, 16. Küchengewürz, 17. Bild (griech.), 18. Zahl, 19. Stadt nahe Aachen, 20. schmaler Abfluß, 21. Stadt an der Ostküste Afrikas, 22. Behälter, 23. Laubbaum, 24. Fluß in Sibirien, 25. Stadt in Sachsen, 26. Mädchenname, 27. arab. Name für Gott, 28. Gezeit des Mondes, 29. beim Ausatmen erzeugte Töne, 30. rechter Nebenfluß der Weser, 31. engl. Längenmaß, 32. nahe Angehörige, 33. Großwild, 34. Diener in Mozarts „Don Juan“, 35. Hunderasse, 36. Hansestadt, 37. Einleitung zu einer Handlung, 38. Stadt am Rhein, 39. Herausgeber eines Wörterbuches, 40. Schmelzglas, 41. Trinkgefäß, 42. Laubbaum, 43. von Wasser umgebenes Land, 44. rheinischer Wallfahrtsort, 45. das Auserlesene.

Mit welchem Geld zahlt man in:

- Holland:** Peseta, Gulden, Franken, Taler.
- England:** Dollar, Drachme, Pfund, Peso.
- Italien:** Eskudo, Zloty, Dollar, Lire.
- Argentinien:** Bolivar, Peso, Milreis, Franken.
- Japan:** Silber-Rial, Dollar, Jen, Rupee.
- Dänemark:** Markka, Krone, Gulden, Lew.



Was ist das?

Ägyptische Schale, Gürtelscheibe aus der Bronzezeit, Aspis (griech. Schild) oder gar altnordische Kunst? Nein, es ist nichts von alledem. Es ist — ein ganz gewöhnlicher alter rostiger Reißnagel; allerdings ist das Foto stark vergrößert. Foto: Thelen/Presse-Seeger

Auflösungen aus Nr. 8

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Tanz, 4. Pan, 7. Krisis, 10. Gut, 12. Tor, 14. Etui, 16. Arm, 17. Drau, 18. Anni, 19. Ein, 20. Ruin, 24. Bar, 26. Leo, 27. Indigo, 28. Gas, 29. Satz.

Senkrecht: 2. Akt, 3. Zimt, 4. Pi., 5. Ast, 6. DGB, 8. Sau, 9. Grau, 11. Urania, 13. Orange, 14. Emir, 15. Iden, 18. Alba, 21. Und, 22. Isis, 23. Rom, 25. Ria, 26. Lot.

Silberversteck. 1. Gotha, 2. Ewald, 3. Riga, 4. Wigwam, 5. Anis, 6. Legat, 7. Demokratie = Adam Stegerwald.

Denksportaufgabe. 3 Stück.

Wir binden einen Maistrauß. 1. Besenstrauch, 2. Adonisröschen, 3. Salbei, 4. Weißdorn, 5. Sudeten-Läusekraut, 6. Frauenschuh, 7. Vergißmeinnicht, 8. Weißklee, 9. Rote Taubensalbe, 10. Knabenkraut, 11. Seerose, 12. Rotbuche = Solidarität.

Wie heißt die Hauptstadt? Nordamerika—Washington, Brasilien—Rio de Janeiro, Holland—Den Haag, Australien—Canberra, Norwegen—Oslo, Ägypten—Kairo.

Welchen Beruf haben die sechs Bewohner dieses Hauses? Boxer, Förster, Gärtner, Glasbläser, Schuhmacher, Wäscherin.

Berufs- vorstellungen

- 1) Ich suche eine Stelle als Lokomotivführer.
- 2) Am liebsten würde ich Millionärslehrling.

Zeichnung: Leonhard Aschenbrenner

